

Unter Maoris und Kiwis

14.12.1998 – 10.01.1999

Gegen 19.00 Uhr war ich dann endlich am Flughafen Narita und das Ende meiner einwöchigen Japan Exkursion näherte sich. Das einchecken ging relativ zügig von statten und ich investierte noch einmal in ein Sushi Gericht mit Nudelsuppe, da ich bislang noch kein Mittagessen eingenommen hatte. Nach dem Bezahlen einer Flughafensteuer und einem Shuttlebus Transfer zu den Terminals traf ich dann auf Andreas und Torsten, die bereits seit gut vier Stunden in der Wartehalle saßen. Wir hatten nur wenig Zeit um Berichte auszutauschen und einen Kaffee zu trinken, dann hieß es bereits in den Jumbo der New Zealand Airline einzuchecken. Wir saßen nicht zusammen, dafür hatte ich einen Platz neben einer netten Holländerin bekommen, die für zwei Jahre in Neuseeland als Lebensmittelchemikerin arbeiten wollte.

Der Flieger schien gerade mal zur Hälfte ausgebucht zu sein. Glück für uns, denn so gab es mehr Platz. Gegen 21.00 Uhr rollte der Jet über den hell erleuchteten Flughafen Narita und startete dann nach Südosten. Wir blickten wieder einer kurzen Nacht entgegen. Nach dem Essen probierte ich es mal mit schlafen. Trotzdem ich wesentlich mehr Platz hatte als auf dem Flug nach Tokyo, klappte es nicht so recht. Auf diversen Sitzreihen lagen die Leute quer. Ich hatte dieses Mal zu spät reagiert. Pech gehabt.

Zum Abendessen wurde direkt jedem Wein angeboten, eine gute Werbung für die neuseeländischen Weine. Wir durchflogen einen kurzen aber schönen Sonnenaufgang. Um die Nacht noch etwas zu verlängern, wurden die Fensterluken geschlossen. Zum Frühstück wählte ich die japanische Kreation mit Reis und Fisch. Nach 10 ½ Stunden Flugzeit landeten wir, einschließlich vier weiterer Stunden Zeitverschiebung (In der Summe zu Deutschland nun 12), gegen 11:00 Uhr auf dem internationalen Flughafen in Auckland. Beim Anflug sah man in der Ferne die Downtown mit ihren „kleinen“ Wolkenkratzern liegen. Immerhin schöner als die von Tokyo. Davor lag malerisch die Bucht. Als wir das Flugzeug verließen, überfiel uns erst mal eine Hitzewelle, vor allem, da wir noch gemäß den Temperaturen der nördlichen Hemisphäre gekleidet waren.

Bei der Einreisekontrolle wurden unsere Zelte, da sie schon mal benutzt worden waren, zum desinfizieren einkassiert. Wir mussten sogar unsere Füße zu einer Sohlenkontrolle heben. Lebensmittel einzuführen war strengstens untersagt. Zum Glück wurde mein Samuraischwert nicht beanstandet, dass ich als Souvenir aus Japan mitgebracht hatte. Ich hatte es bei der Einreise nicht deklariert und beim röntgen des Gepäcks musste diese „Waffe“ bestimmt aufgefallen sein.

Mit Hilfe des Airportbusses gelangten wir, als kostenlose Serviceleistung der Mauri Autovermietung, zu dieser. Hier holten wir unseren Wagen, einen Hyundai Accent, ab, mit dem wir die nächste Woche unterwegs sein würden. Mit der Ankunft von Volker würden wir ihn dann gegen einen größeren Wagen tauschen.

Endlich hatten wir unser Ganzes Gepäck verstaut, dass Vorhandensein eines Autos hatte dazu geführt mehr mitzunehmen als wir es normalerweise taten. Ich wurde als erster Chauffeur eingeteilt, da ich bereits genügend Erfahrungen mit dem Linksverkehr in meinem Leben hatte sammeln können. Anfangs war es noch etwas ungewohnt, doch bald schon kam wieder Routine in die Fahrerei hinein.

Natürlich mussten wir uns erst mal verfahren. Als wir wieder wussten wo wir waren, ging es los nach Süden. In einem Maori Einkaufszentrum kehrten wir noch in einem Supermarkt ein um ein paar Nahrungsmittel zu kaufen. Der Markt sah etwas mitgenommen aus. Die Dosen die wir kauften waren alle bereits leicht angerostet. Das Publikum des Einkaufszentrums bestand auch fast nur aus Maoris. Sie sahen alle etwas niedergeschlagen aus.

Auf der Autobahn ging es weiter nach Süden. Auch hier galt, wie überall im Lande, außerhalb von Städten maximal 100 km/h. Bei Pukekohe bogen wir dann nach Osten ab. Das kurze Stück von Neuseelands Autobahn endete hier. Die Fahrt ging durch die sanfte Hügellandschaft, die mit ein paar Bäumen bespickt war. Optimales Weideland. Einmal mussten wir vor einer Brücke einer großen ziehenden Kuhherde Vorfahrt gewähren.

Als Ziel des heutigen Tages hatten wir uns eine Stelle am Meer aussuchen wollen, wo wir den Rest des Tages verbringen wollten, um erst mal die Zeitverschiebung zu verdauen. Da es stellenweise bewölkt war und auch regnete steuerten wir einen Ort an, der auf der Karte mit heißen Quellen verzeichnet war. In Miranda bezogen wir Unterkunft auf einem äußerst gepflegten Caravanpark. Es war noch nicht viel los, die Ferien der Neuseeländer würden erst in einer Woche beginnen. Wir mieteten uns eine Backpacker Unterkunft und bekamen einen Raum mit vier Betten für uns. Nach einer Brotzeit ging es erst mal ins warme Wasser des Thermalbades. Das aus Geothermischen Quellen kommende Wasser entwickelte eine ganz schöne Hitze. Andreas drehte erst mal seine Runden in dem großen Schwimmbecken, während Torsten und ich lieber irgendwo faul herumsaßen.

Dazu gab es noch ein Saunabecken mit extra heißem Wasser und Blubberblasen. Die Kinder hatten stellenweise geschlossene Thermoanzüge an, welche die Schultern und bis zur Hälfte die Beine bedeckten. Schutz vor der Sonne in einem vom Ozonloch geplagten Land. Ich verzog mich dann Zwecks eines Mittagsschlafes in unseren Raum und schlief erst mal vor Erschöpfung ein. Torsten folgte auch bald meinem Beispiel, während Andreas sich zwangsweise wachhielt. Er war überzeugt, dass er so schneller seinen Rhythmus finden würde, wenn er erst später schlafen gehen würde.

Abends kochten wir noch zusammen. Wir hatten Lammfleisch und Nudeln besorgt. Andreas verzog sich zum schlafen, während ich mit Torsten noch mit dem Wagen in die Nacht hineinfuhr, um das Meer zu suchen. Wir fanden es aber nicht. Torsten folgte nun dem Beispiel von Andreas und verzog sich in die Koje, während ich nun Probleme mit dem Einschlafen hatte. Ich begab mich noch für eine Weile in den gemütlich ausgestatteten Aufenthaltsraum und las etwas in meinem Buch. Es war lange nach Mitternacht, bis auch ich wieder in den Schlaf fand.

Die Häuser der Gegenden durch die wir fuhren, waren überwiegend kleine Holzhäuser. Ähnlich wie in Amerika. Es hieß, dass Neuseeländer gerne mitsamt ihren Häusern umzogen. Der viele Platz im Vergleich zu Japan stach schon ins Auge. Bei etwa gleicher Größe lebten in Neuseeland halt nur 3,5 Millionen Menschen, davon 70% in den fünf größten Städten.

Andreas und Torsten waren verständlicherweise vor mir wach, was den Vorteil hatte, dass schon der Frühstückstisch gedeckt war als ich aus der Dusche kam. Die zwei Neuseeländer, die ich im Waschraum getroffen hatte, begrüßten mich mit „Good morning, what a great day!“ und in der Tat, die Sonne schien den Tag zu beherrschen.

Im Verhältnis stark vertreten war auch die deutsche Sprache auf dem Platz.

Einen Klang, den wir noch öfters in Neuseeland vernehmen sollten. Ich fand meine zwei Kameraden gerade im Gespräch mit zwei deutschen Frauen, die am Folgetag zu den Fiji Inseln weiterwollten und uns den Rest ihrer Salami spendierten.

Nach dem Frühstück hieß es packen. Wir genehmigten uns auch noch ein letztes Bad in dem warmen Thermalpool, dann ging es mit dem Wagen weiter Richtung Norden zur Halbinsel Coromandel, die wir uns heute ansehen wollten. Es war Torstens Fahrttag und er fuhr uns wieder durch eine sanfte Hügellandschaft. Aufgrund eines Tipps vom Caravanpark suchten wir auf der Strecke noch einen „Steinladen“ auf, wo es Steine und Mineralien in den verschiedensten Formen und Farben zu kaufen gab. Auch geschnitzte Figuren aus dem Jade ähnlichen, für Neuseeland bekannten „Greenstone“ waren darunter. In einer Dunkelkammer wurde anhand verschiedener Lichter der Zusammenhang von Lichtart und Farbwahrnehmung erklärt und gezeigt. Ein faszinierendes Spiel.

Über Thames gelangten wir auf die Halbinsel. Eine Stadt, die wie die meisten Ansiedlungen in dieser Gegend ihren Höhepunkt im 19. Jahrhundert gehabt hatte, als Gold und der Handel mit dem Kauri Holz die Stadt zu einer der größten im Lande hatten werden lassen. Die geraden Straßen mit den Holzhäusern und Pubs aus dieser Zeit waren schön anzusehen. Wir nutzten die Stadt dann auch erst mal zum einkaufen. Bei der hiesigen Hitze musste erst mal eine Kühlbox her. Auf dem Weg zum Supermarkt packte uns dann der Hunger und wir bedienten uns beim Fastfood Chinesen in der dazugehörenden Einkaufspassage.

Wir schauten uns noch etwas in den kleinen Läden um und ich deckte uns in einem Musikladen noch mit ein paar Kassetten für die Reise ein. Andreas und Torsten überließ ich das einkaufen und holte in der Zwischenzeit den Wagen zum Supermarkt nach. Es ging weiter nach Norden und die Straße führte von nun an am Meer entlang. Wir bekamen eine herrliche Aussicht geboten.

Verschiedene Seevögel tummelten sich auf Felsen, in Bäumen oder auf dem Sand. Einsame, langgezogene Sandstrände lagen zu unserer Linken. An einem entschlossen wir uns kurzerhand zu stoppen um Siesta zu halten, Während Andreas und ich mal unseren Körper in den Pazifik legen wollten, zog Torsten mit seinem Foto durch die Gegend. Nach dem kurzen erfrischenden Bad legte sich Andreas zum Sonnen nieder, während ich den Schatten vorzog und auf der Bank etwas in meinem Buch weiterlas und etwas schrieb, bevor auch ich ein Nickerchen einlegte.

Nach zwei bis drei Stunden ging es wieder weiter auf einer der schönsten Küstenstraßen, die ich bislang gesehen hatte. Über Berg und Tal, vorbei an malerischen Buchten, die ersten Eindrücke des neuseeländischen Regenwaldes sammelnd, mit seinen Riesenfarnen, Palmen und Kauri Bäumen. Die strahlende Sonne verstärkte dazu noch diese Eindrücke. Einiges an Filmmaterial wurde an diesem Tag durch die Kameras gezogen.

Abends fanden wir einen toll gelegenen Campingplatz an der Oamaru Bay, in der Nähe des kleinen Örtchens Coromandel. Der Ort wurde nach dem Schiff benannt, dass 1820 hier gelandet war um eine Ladung Kauri Holz zu laden. Kauriholz Mühlenbesitzer Charles Ring fand dann 1852 hier Gold und die Stadt hatte stellenweise über 10.000 Einwohner gehabt. Heute waren es nur noch rund 1.000. Von seinem Stadtbild her sah Coromandel mit seinen alten Holzhäusern und Pubs ähnlich wie Thames aus, nur halt wesentlich kleiner.

Wir nutzten den Rest des Tages zu einer kleinen Wanderung durch den trockenen Regenwald. Vom Campingplatz ausgehend war ein Pfad angelegt worden, der in rund einer Stunde zu bewältigen war. Am meisten faszinierten uns immer noch

die Riesenfarne in dem ganzen Gestrüpp, die wie Palmen aussahen und richtige Stämme entwickelten. Kauribäume ragten hoch hinauf, sie zählten mit zu den ältesten und größten Baumarten der Welt. Einen mächtigen Stamm nahmen wir wahr, hinter dem wir uns alle Drei nebeneinanderstellend verstecken konnten.

Früher hatte dieser Regenwald ganz Neuseeland bedeckt gehabt, heute waren davon nur noch wenige Flächen übriggeblieben, die dem wirtschaftlichen Raubbau entgangen waren. Auf der Halbinsel wurden sie heute durch den Coromandel Forest Park staatlich geschützt, da hier noch größere zusammenhängende Waldgebiete erhalten geblieben waren.

Wir erlebten einen faszinierenden Sonnenuntergang über der Bucht und den darin liegenden Inseln. Ich fuhr noch mal los um im Liquor Store von Coromandel etwas Bier und Rotwein zu organisieren, während Torsten und Andreas ans kochen gingen. Es gab einen kargen Eintopf mit Dosenhundefisch und ich setzte mich damit durch, dass wir künftig keinen Dosenfisch mehr kauften. Wir beschlossen, dass jeder abwechselnd mal für das kochen zuständig sein sollte.

Die Nacht war durch einen herrlichen klaren Himmel gezeichnet und die Sterne schienen viel näher zu sein als bei uns zu Hause. Das Kreuz des Südens sah ich leider nicht. Ich ließ die beiden Anderen in ihre Zelte kriechen und nutzte die tolle Nacht um mich unter das Himmelszelt zu legen.

Morgens weckte uns die Sonne erbarmungslos, versprach aber auch wieder einen tollen Tag. Wir merkten schon bald die ersten Spuren eines Sonnenbrandes. Noch müde nahm ich nach der Dusche das Frühstück ein, welches Torsten im Landes Stil mit Eiern, Bacon und Baked Beans bereitet hatte.

Heute war wieder mein Fahrtag und ich steuerte uns aus dem malerischen Ort hinaus die Berge hinauf. Wir fuhren auf einer Gravelroad durch ein wunderschönes Stück Regenwald. Oftmals mussten wir stoppen um Fotos vom Gestrüpp oder den Höhenzügen zu schießen.

In der Nähe von Whitianga erreichten wir wieder die geteerte Küstenstraße auf der Ostseite der Halbinsel. Nach einem kurzen Stopp auf der Beach einer malerischen Bucht, wo wir unser Gepäck mit dem Gewicht von ein paar schönen Jakobsmuscheln erhöhten, ging es wieder nach Süden. Wir unternahmen noch eine zweistündige Wanderung auf einem Pfad durch den Regenwald und wollten Siesta an der Hot Water Beach halten. Bei Ebbe konnte man sich hier Löcher in den Sand graben und im Thermalwasser ein warmes Bad nehmen. Die Sandfliege versetzten aber Torsten in Panik und so wurde leider nicht daraus, da wir anstatt fliehen mussten.

Als unser nächstes größeres Ziel hatten wir das Geothermische Gebiet von Rotorua anvisiert, in dessen Richtung wir nun strebten. Wir verließen die Coromandel Halbinsel. In der Nähe von Te Puke fanden wir abends nach Beschilderung noch einen abgelegenen Campingplatz. Das ausgewanderte englische Pärchen, das den Platz betrieb (er nur mit einem Bein und Prothese, die seltsam zu seinen Shorts aussah) erzählte uns von einem Farmer, der die Sonne zu sehr liebte und sich schon öfters Hautkrebs Operationen unterziehen musste.

Wir schafften es noch die Zelte aufzubauen und zu kochen, dann endete der Tag für uns gegen 22:00 Uhr. Die Küche war über Nacht geschlossen worden. Ich saß noch etwas auf der Bank in der Dunkelheit und schmauchte an meiner Pfeife, denn ich war noch nicht müde genug. Mein Rhythmus war das hier noch nicht. Die Nacht war bewölkt und so zog ich doch lieber das Innere eines der Zelte zum schlafen vor.

Morgens weckte uns mal wieder die Sonne unbarmherzig, indem sie das Innere des Zelttes aufheizte. Nach einem kurzen Bad im Pool des Platzes fühlte ich mich frischer und bereitete heute für die Gruppe das Frühstück. Das englische Pärchen war sehr Kontakt bedürftig, auf ihrem abgelegenen Campingplatz schien nicht allzu viel los zu sein.

Bevor wir weiterzogen, gaben sie uns noch den Tipp einen Blick vom nahegelegenen Hügel hinaus aufs Land zu werfen, was wir auch taten. Früher sollte hier mal eine Maori Ansiedlung gewesen sein. Wir hatten einen tollen Ausblick auf die langgezogene Küste der Bay of Plenty, die in Neuseeland speziell als Frucht Anbaugbiet bekannt war. Nach dem Erleben von Coromandel wirkte es allerdings nicht mehr so grandios auf uns.

In der Nähe von Te Puke machten wir noch einen kurzen Halt im Kiwi Wonderland, dass wir am Vortag bereits passiert hatten. Ich hatte eine riesige Plastikkiwi wiederentdeckt, die im Geo Spezial abgebildet gewesen war. Die Kiwi war eine neuseeländische Züchtung von der chinesischen Stachelbeere. Da sie so rund wie der Kiwi Vogel war, jener Flug unfähige Nationalvogel der Neuseeländer, die sich gerne auch selbst Kiwis nannten, hatten sie auch dieser Frucht diesen Namen verliehen.

In den verspielten Freizeitpark selbst gingen wir nicht hinein, aber wir mussten natürlich ein paar Fotos von uns vor und auf der Riesenkiwi machen, denn man konnte sie wie einen Turm besteigen. Auch dem Souvenirshop statteten wir einen kurzen Besuch ab, wo es Kiwisachen aller Art gab. Später machten wir noch Halt an einer Kiwiplantage und sahen uns die Stöcke an, die hängenden Früchte hatte inzwischen etwa 1/3 ihrer späteren Größe erreicht. Die Felder waren allesamt mit hohen, Hecken artigen Bäumen umpflanzt, welche die Kälte empfindlichen Früchte vor dem kalten Seewind schützen sollten.

Wir bogen von der Küste ab Richtung Süden ins Geothermische Gebiet von Rotorua, indem wir die nächsten Tage verbringen wollten. Die Fahrt ging öfters durch Tannenwälder, die stark nach Holzwirtschaft aussahen. Bei den Okere Falls machten wir einen kurzen Stopp und liefen die tolle Klamm entlang durch den Regenwald hindurch. Unter uns floss der Fluss mit seinen Stromschnellen und kleinen Wasserfällen, den ein paar Wagemutige auch per Schlauchboot und Kajak überwandten.

Am frühen Nachmittag fuhren wir in die Stadt Rotorua ein, durch die thermischen Attraktionen eine der Hauptbesuchsziele Neuseelands. Rotorua war mit seinen rund 65 tausend Einwohnern eine kleine und gepflegte Stadt (wie die meisten im Lande). Ein paar schön renovierte alte Häuser gaben dem Stadtbild Flair. Zusätzlich gab es noch die tolle Lage am Lake Rotorua.

Wir parkten erst einmal den Wagen und statteten dem Tourist Information Center einen Besuch ab, um uns über die Lage hier zu informieren. Gleich nebenan war ein Backpacker, in das wir uns danach einbuchten. In einem Fastfood Laden holten wir uns eine Portion Fish & Chips, die wir auf einer Parkbank aßen. Wir machten einen kleinen Rundgang, beginnend mit den Government Gardens mit den schönen kleinen Blumenanlagen, Pavillon und als Prunkstück einem großen Fachwerk Gebäude, indem ein Kunst- und Geschichtsmuseum untergebracht war.

Weiter ging es am See Rotorua entlang, indem sich die Sonne spiegelte. Die Schwäne hier waren schwarz mit roten Schnäbeln und zahlreich vertreten. Schützend umringten sie ihren Nachwuchs, den wir fotografieren wollten. Der Rotorua Lake war der größte von den zwölf Seen dieser Gegend und einst durch vulkanische Aktivität

entstanden.

In Ohineumu gab es das Maori Meeting House Tamatekapua zu sehen und eine schöne Maori Kirche. Die Toten waren hier über der Erde bestattet worden, die Erde schien zu heiß für eine normale Verwesung zu sein. Überall in der Gegend dampfte und brodelte es gewaltig. Die Luft roch stark schwefelhaltig. Aus kleinen und großen Seen stiegen die Dämpfe auf und selbst aus der Holzverschalung des Wegrandes suchte sich die Energie ihren Weg aus der Erde heraus. Rotorua hatte wahrlich keine Energieprobleme.

Wir liefen ein Stück durch ein Maoriviertel, die Stadt blickte auf eine lange Geschichte dieser aus Polynesien kommenden ersten Einwanderer Neuseelands zurück und auch heute gab es noch eine große Maori Gemeinde hier. Gegen Mitte des 14. Jahrhunderts sollen hier die ersten Maori des Ohomairangi Stammes mit ihrem Kanu von Hawaiki angekommen sein, die sich dann in Te Arawa umbenannten. Lake Rotorua bedeutet zweiter See und führte darauf zurück, dass es der zweite See war, den der Stammesführer Ihenga hier entdeckt hatte. In den folgenden Jahrhunderten siedelten sich weitere Stämme hier an, was den Krieg in dieses Gebiet brachte. Seit 1870, als die Kriege zwischen den Stämmen aufhörten, hatten die weißen Siedler begonnen dieses Gebiet zu bevölkern. Durch die vulkanischen Aktivitäten dieser Gegend entwickelte sie sich schnell für den Tourismus.

Zwei kleine Mädchen reizten die Seile der Schaukel auf dem Spielplatz aus, ein kleiner Junge übte sich in Männlichkeit und streckte uns tapfer die Zunge entgegen. Bei den Maoris hatte das Zunge herausstrecken schon immer eine kriegerische Bedeutung der Abschreckung des Gegners gehabt. Dazu wurden die Augen weit aufgerissen und die Augäpfel verdreht.

Im Kurirau Park wanderten wir durch den heißen Nebel des kochenden Sees. Während die Anderen zu Fuß zurück zum Backpackers liefen, ging ich den Wagen holen und noch etwas einkaufen. Für den Abend organisierte ich uns zwei heiße Hähnchen und Baguette, die wir uns mit Frühlingszwiebeln und Rotwein zu Gemüte führten. Ich nutzte den Abend um mal die Wäsche in der Waschmaschine des Backpackers zu waschen. Die Anderen, die ja erst eine Woche nach mir aufgebrochen waren, gaben mir ein paar Sachen dazu.

Obwohl wir mit dem Eintrittsgeld eine Freimarke für ein Bier oder einen Wein in einem Pup erhalten hatten, schafften wir es mal wieder nicht. Ihrem Rhythmus entsprechend lagen die anderen vor mir im Bett, während ich noch etwas durch die nächtliche und stille Hauptstraße von Rotorua lief um ein Pfeifchen zu rauchen. Für mich wurde es eine schlaflose Nacht. Unser Zimmer hatte kein Fenster, nur zwei Luken im Dach, die aber nicht zum öffnen waren. Es war unglaublich heiß und stickig in dem Raum.

Morgens wurde ich mal wieder von Andreas und Torsten geweckt, die gerade lautstark dabei waren zu packen und sich dabei zu unterhalten. Der vierte Zimmerbewohner, der gestern Nachmittag hier aufgetaucht war, sich schnurstracks aufs Bett gelegt und bis heute Morgen durchgepennt hatte, sah nicht gerade so aus, als würde er je unser Freund werden wollen.

Nach dem Beladen des Wagens steuerten wir als erstes das Geothermische Gebiet Whakarewarewa an, oft einfach Whaka genannt, da viele den komplizierten Maori Namen nicht aussprechen konnten. Hierbei handelte es sich um Rotoruas größte und bekannteste Thermalzone. Gleichzeitig war Whaka noch ein Zentrum der Maori Kultur. Es kostete uns auch gleich 15 NZ\$ Eintritt pro Person plus weiterer 15,

da wir uns eine Show der Maoris ansehen wollten.

Im Park blubberte und brodelte es wieder aus Löchern, kleinen Seen und großen Schlammtöpfen. Der Schwefelgeruch hing wieder konzentriert in der Luft. An einem heißen Wasserloch saß ein Maori und hielt für die Besucher in einem Weidenkorb Maiskolben in das kochende Wasser. Wir investierten auch in einen.

Am interessantesten fanden wir den Pohutu Geysir, der zwar während unseres Aufenthaltes nicht die beschriebenen 20 bis 30 Meter erreichte, sondern nur maximal vier bis fünf Meter, der aber der einzige Geysir war, den wir hier zu sehen bekamen. Geysire sollte es nur an drei Orten auf der Welt geben, im Südwesten Islands, im Yellowstone Nationalpark im Westen der USA und hier in Rotorua.

Im Maori Versammlungshaus wohnten wir der Gesangs- und Tanzvorstellung derselben bei. Alles mutete ein wenig nach Hawaii Klängen an, was sich halt so innerhalb der letzten 100 Jahren bei den Maoris entwickelt hatte, aber die Maoris sahen i. d. R. nicht so schön aus, wie man sich Hawaii Menschen vorstellt. Allesamt, Männer wie Frauen waren stämmig gebaut. Weiterhin gab es im Park ein nachgebautes Kriegskanu und den Versammlungsplatz zu sehen. In einer Schule konnte man den lernenden Schnitzern der Maori zusehen. Einer hatte in alter Tradition ein komplett tätowiertes Gesicht. Was heute eigentlich in diesem Volk nicht mehr üblich war.

Zu erwähnen ist noch das Kiwihaus in dem Park. In einem dunklen Raum, der Kiwi ist ein nachtaktiver Vogel, sahen wir unseren ersten Kiwi, das Nationaltier der Neuseeländer, obwohl diese ihn schon fast ausgerottet hatten. Wir hatten eine Weile gebraucht, bis unsere Augen in der Dunkelheit die fußballgroße und –runde Flug unfähige Kugel entdeckten. Mit seinem 15 cm langen Schnabel bohrte er im Boden herum, dann versteckte er den Schnabel unter dem Gefieder. Wir beobachteten ihn gut weitere 20 Minuten lang. Dabei bewegte er sich nicht einmal von der Stelle.

Es fing an heftig zu regnen und wir verließen Rotorua mit dem Wagen Richtung Süden und sahen uns in Waiotapu ein weiteres Thermalgebiet an. Der Park kostete natürlich auch wieder Eintritt. Neben brodelnden Schlammlöchern, dampfenden Kratern und kochenden grünen Seen, war der Höhepunkt der große, kochende Champagner Pool. Die vulkanischen Farben Gelb, Rot und Grün waren hier am stärksten ausgeprägt. Der kochende See lag in einem großen gelben Teller wie der Dotter im Ei. Ein Steg führte über die Gelbe Fläche. Der Rand des kochenden Sees war leuchtend Rot. Der Wettergott war uns heute nicht gerade hold. Seit wir den Park betreten hatten, regnete es richtig, trotz Regenjacken kein gutes Gefühl.

Weiter Richtung Süden war in einem großen Tal breit flächig ein Geothermisches Kraftwerk hinein gebaut worden. Zweck des Regens sahen wir uns alles so gut es ging vom Wagen aus an. In Taupo, am gleichnamigen See gelegen, dem größten Binnensee Neuseelands, kauften sich Torsten und Andreas erst mal neue Regensachen.

In Turangi bezogen wir dann Quartier für die Nacht auf einem Caravan Park mit winzigen Hütten. Abends kochten wir Kartoffeln mit grünen Spargel, Soße und Fleisch. Meine Beschwerde über die Fischdosen Gerichte hatte wohl doch Früchte getragen. In der Lounge brachte mir Torsten dann noch das Spiel Siedler bei.

Der Morgen war recht bewölkt mit sporadischen Regenschauern. Nicht gerade das optimale Wetter für eine Wanderung, Neuseeland war schließlich ein Land für Wanderungen, es hätte aber auch schlimmer kommen können. Nach der Morgendusche und dem Frühstück, packten wir unsere Rucksäcke für die geplante

Tour, bei der wir nur das notwendigste mitnehmen wollten.

Im Touristen Infocenter holten wir uns die Tickets für den Park und die Übernachtung in einer Hütte. Vom Parkplatz vor dem Ketetahi Track begannen wir dann unsere Wanderung durch den Tongariro National Park. Torsten setzte uns und das Gepäck ab und brachte den Wagen nach Whakapapa, wobei er noch einen wartenden Wanderer mitnahm. Im Infocenter waren wir bereits davor gewarnt worden, dass es besser sein würde den Wagen in einem Ort abzustellen, da hier alleine gestern Nacht sechs Autos geknackt worden waren. In allen Reiseführern, die wir gelesen hatten, davon einer zehn Jahre alt, war ebenfalls dieses Problem beschrieben worden. Anscheinend bekam man es nicht in den Griff. Lediglich ein Schild war zu finden, das davor warnte Fahrzeuge hier zu parken.

Der Wanderer, den Torsten mitgenommen hatte, war der Kopf einer Familie die noch auf dem Trail unterwegs war. Es war vorangelaufen um den Wagen zu holen und brachte mit diesem auch Torsten wieder zurück, so dass dieser nicht auf den späteren, bereits bezahlten Transferbus hatte warten müssen.

Wir begaben uns auf den gut ausgebauten Track, der zuerst durch einen verwunschenen Urwald führte, Farne und Moose beherrschten das Bild, kleine Wildbäche schlängelten sich durch den Feenwald. Ein kleiner Wasserfall rauschte in mehreren Stufen hinab. Sonne und Wolken wechselten sich ab. Dann begann die steile Strecke bergan bis auf ca. 1450 Meter zur Ketetahi Hütte, zu Fuße des 1967 Meter hohen Mt. Tongario gelegen.

Den ganzen Tag über blieb uns der Blick auf seinen Gipfel durch eine Wolkendecke verwehrt. Ab einer gewissen Höhe überstiegen wir die Baumgrenze und der Trail führte durch eine Graslandschaft, in welcher der Wind wellenhaft spielte. Der Wind war stark und brachte uns dazu die Pullover oder Jacken anzuziehen. Wir erreichten einen aktiven Krater, dessen Dampf Wolken wir schon vom Tal gesehen hatten. Auf einem großen, farbenprächtigen Einschnitt im Berg brodelte es aus Löchern und Schlammseen.

Nach gut drei Stunden Aufstiegs erreichten wir die Hütte, in der schon ein paar Wanderer waren und die sich im Laufe des Tages dann noch ganz schön füllte. Die spartanisch, mit Schlafpritschen, Gasofen und -herd ausgestattete Hütte strahlte doch eine gewisse Gemütlichkeit aus. Außerhalb gab es Waschgelegenheiten mit kaltem Wasser. Der Blick von hier aus über die Weiten des Landes war majestätisch. Von der Sonne erleuchtet lag die Weite des Landes mit dem See Rotoaira. Auf den Gebirgszügen über uns zog dagegen eine dunkel graue Wolke dahin, die im Laufe des Abends die Hütte in eine mystische Nebelwand einschloss. In der Hütte flüchtete derweil ein Mädchen vor einer kleinen Maus auf einen Stuhl. Ihr heldenhafter Freund und Beschützer hätte dann fast noch das kleine Geschöpf mit dem Messer erlegt.

Irgendwann erschien auch der Ranger, hielt eine kleine Ansprache zum Mitnehmen des Mülls und zum Verhalten auf dem Trail und kontrollierte die bereits gekauften Tickets. Wir kochten unsere Päckchen Thailändische Nudelsuppe, wobei Andreas den Fehler machte die kleinen Gewürzpäckchen hineinzupacken. Dadurch wurde das ganze unerträglich scharf. Den Abend über spielten wir Karten, der Warden stellte irgendwann noch für eine Weile eine Gaslampe auf. Die Nacht wurde ziemlich unruhig. Öfters versuchten Einzelne sich durch die Dunkelheit auf die Toilette durchzuschlagen.

Mit dem allgemeinen Aufbruch standen auch wir auf. Mein Schlafplatz am großen Fenster brachte im Bezug auf eine tolle Sicht rein gar nichts, da die Hütte immer noch

im dichten Nebel lag. Hatte ich gehofft heute im Sonnenschein ein Panoramabild von der Gegend zu machen, so stellte sich heraus, dass ich dies doch besser gestern getan hätte.

Nach dem kargen Frühstück wurden die Regenjacken übergezogen, die Schuhe geschnürt und wir brachen als eine der letzten Gruppen auf. Der Pfad führte in Serpentinaen steil bergan. Die Mystik des Nebels verführte uns dazu viele Fotos zu machen, die am Ende wahrscheinlich alle gleich aussehen würden. Wir erreichten eine Höhe und ein Loch im Nebel ließ uns erkennen, dass wir am Nordkrater entlangliefen. Zu seiner Linken lag der große Kratersee „Blue Lake“, danach durchschritten wir den zentralen Krater mit mehreren kleinen Seen.

Die Nebeldecke öffnete sich und ließ uns majestätisch die Weite der Vulkanlandschaft sehen und auch den letzten steilen Anstieg auf den Gipfel, oder besser Kraterrand des Mt. Tongariro, mit seinen 1967 Metern. Auf glitschigem Vulkansand hieß es nun bergan zu steigen. Zahlreiche andere Wanderer kamen uns entgegen, die den Trail von der anderen Seite gegangen waren. Was uns am meisten verwunderte war die Häufigkeit von kurzen Hosen in dem feuchten Nebelklima mit dem kalten Wind. Einige hatte sogar Badehosen an. Ein ganz lustiger stiefelte uns in Badehose und Knie langen Gamaschen entgegen. An den Kniebundhosen erkannte man die deutschen Wandergruppen, die hier natürlich auch recht stark vertreten waren.

Endlich war der Anstieg geschafft, doch der Nebelvorhang ließ keinen Blick auf das Land zu. Es ging wieder bergab. Mit ausgebreiteten Armen ließ sich der Sturm besser ausgleichen. Zwei kleine Italienerinnen versteckten sich hinter einen Lavafelsen und fragten mich ängstlich, ob der Wind denn auf dem Gipfel noch mehr zunehmen würde. Nach dem Zentralkrater hieß es dann noch ein gutes Stück bergab zu klettern, bevor wir dem Trail in der Ebene an Lavafeldern vorbei oder durch sie hindurch folgten. Einen Blick auf den nahegelegenen, kegelförmigen Mt. Ngauruhoe Vulkan bekamen wir durch den Nebel leider nicht geboten. Schade, denn später konnten wir auf einer Postkarte sehen, welch majestätischer Blick uns entgangen war.

In der Mangatepopo Hütte machten wir Mittagsrast und nutzten das Vorhandensein der Gaskocher aus, um uns was zum Essen zu kochen. Hier trafen wir auch eine israelische Gruppe wieder, ein Typ mit zwei Mädchen, mit denen wir gestern in derselben Hütte kampiert hatten. Als wir endlich zur letzten Wegstrecke aufbrachen, hatte es zu regnen begonnen.

Der Pfad führte querfeldein durch die Tundra Landschaft, d. h. durch Gestrüpp. Nach zwanzig Minuten Wanderung war meine Hose durchnässt, nach zwei Stunden der dreistündigen Wanderung bildeten sich dann auch Seen in meinen Schuhen. Die beiden anderen waren so schlau gewesen, vorher in Regenhosen zu investieren.

Oft hieß es Hänge hinab und hinauf zu klettern und da der Regen den Pfad gut ausgewaschen hatte, fiel der eine oder andere von uns manchmal hin. Die letzte Strecke nach Whakapapa, wo wir unseren Wagen stehen hatten, liefen wir zügig und ohne Unterbrechung durch. Dort hieß es dann erst mal trockene Sachen anzuziehen. Mit einem Kaffee dazu im Magen fühlten wir uns doch gleich besser. Es war eine tolle Wandertour gewesen.

Es hieß wieder nach Norden zu fahren und so setzte ich mich hinters Steuer und fuhr los. Die Landschaft änderte sich wieder in die weichen, saftig grünen Hügel mit ihren Schafen. Da es schon spät war, beschlossen wir die Nacht über in Te Kuiti zu bleiben. Es gab ein großes Denkmal mit einem Mann, der ein Schaft scherte und ein Schild mit der Aufschrift „The Shearing Capital of the World!“ wies auf das

Einkommen der Leute hier in der Stadt hin.

Auf der Suche nach einer Unterkunft fanden wir ein gelbes Schild „Backpackers“, dem wir aus der Stadt hinaus in die Hügel folgten. Wir landeten an einem abgelegenen Haus in herrlicher Umgebung, wo uns Don, umgeben von zwei Hunden, begrüßte. Er hatte sein Heim, das er alleine bewohnte, in eine Herberge umgewandelt, die gemütlichste, die wir bislang hier hatten. Wir duschten erst mal und hängten unsere Wäsche zum trocknen aus. Anhand von Flyern organisierten wir mit Dons Hilfe eine Tour durch die berühmten Höhlen der Gegend für 65 NZ\$. Die Tour durch die berühmteste Höhle „Lost World“ mit 100 Metern freiem Abseilen war uns mit 200 NZ\$ leider zu teuer gewesen. Aber 27 Meter waren ja auch OK.

Abends waren wir zu faul zum kochen und fuhren noch einmal in die Stadt, wo wir einen geöffneten Fastfood Chinesen fanden, der uns ein leckeres Essen servierte. Den Abend über spielte ich mit Torsten das Spiel Siedler, während Andreas Karten schrieb. Aus Dons Kühlschrank konnten wir kaltes Bier käuflich erwerben. Nachts sanken wir in weiche Betten zum Schlaf und Torsten und Andreas schnarchten mir ein Gute Nachtlied vor.

Da unsere Höhlentour erst um 14:00 Uhr beginnen sollte, konnten wir den Vormittag ruhig angehen. Don wollte über Nacht nach Auckland fahren und überredete uns noch eine Nacht in seinem Haus zu bleiben. Er hatte Vertrauen zu uns. Dafür bekamen wir auch einen Nachlass von 5 NZ\$ pro Person, d. h. wir zahlten nur noch 10, anstatt 15 NZ\$. Den gesamten Vormittag verbrachten wir auf der Terrasse mit Frühstück, lesen, schreiben, spielen und ließen die Sonne auf uns hernieder scheinen. Der Ausblick auf das Farmland hatte einfach etwas Beruhigendes.

Mittags verabschiedeten wir uns dann von Don und brachen auf nach Waitomo, dessen Gegend für seine Kalksteinhöhlen bekannt war. Wir meldeten uns im Besucherzentrum an, schauten uns kurz das dazugehörige kleine Höhlenmuseum an und warteten bei einem kühlen Bier auf einer Parkbank auf unseren 14:00 Uhr Termin.

Punkt genau trafen wir auf Vanessa, die sich als unsere heutige Führerin vorstellte. Weitere Teilnehmer waren ein Engländer, mit massiver Statur und ein asiatisches Pärchen, das sich merkwürdigerweise auf Englisch unterhielt. Es stellte sich dann heraus, dass er aus Indonesien kam, während sie Japanerin war. In Australien hatten die zwei sich dann kennengelernt.

In einem alten Van, dem man die Spuren diverser Expeditionen ansah, ging es ein gutes Stück übers Land, bis wir auf eine kleine Hütte stießen. Hier hieß es dann erst mal die Kleider abzulegen und in die feuchten Thermoanzüge zu steigen. Schutzhose und Gummistiefel darüber, dann wieder rein in den Van und weiter ging es über holperige Farmerwege bis in die Nähe der Höhle, die sich in einem bewaldeten Tal verbarg. Hier hieß es noch Batteriegürtel, Helm und Abseilgeschirr anzulegen, das um Beine und Bauch festgezurt wurde.

An Seilen, die am Kuh-Zaun befestigt wurden, übten wir erst mal die Abseiltechnik. Dann stand ich als Erster vor dem 27 Meter tiefen Canyon, durch den es sich frei in die Höhle abzuseilen hieß. In so einem Moment waren 27 Meter doch schon verdammt hoch. Die Angst verging jedoch schnell als ich am Seil hing und feststellte, dass das Ganze hielt. Die letzten Fotos wurden gemacht. Mit in die Höhle kamen die Kameras leider nicht.

Es hieß langsam frei hängend hinab zu gleiten. Eine Hand vorne am Seil zum Aufrecht sitzen, eine hinten zum ablassen. Ein zweites Seil war als Sicherung

eingehakt und abwärts ging es langsam in eine dunkle Welt hinein. Unten hieß es sich noch Ein-, Zweimal von der Wand abzustoßen und dann stand ich im Wasser, hakte Ablass- und Sicherungsseil aus und verzog mich in eine andere Ecke der Höhle. Von oben leuchtete es hell durch die grüne Vegetation.

Es sah abenteuerlich aus, wie sich die Anderen frei in die Schlucht abseilten. Die Japanerin war etwas zu schnell und holte sich heiße Finger. Rührender Weise pustete ihr indonesischer Freund in ihre Hand hinein. Die Höhle hatte zwei Öffnungen. Mit Stirnlampe und Kanu ausgestattet, paddelten wir auf dem unterirdischen Fluss erst einmal in die eine Richtung hinein. Man sah schon die Glühwürmchen leuchten. Dann ließen wir uns in einem größeren Saal nieder und löschten die Lampen, die ganze Decke wimmelte von Millionen von Glühwürmchen wie ein Sternenhimmel in der Wüste. Mit Hilfe eines Böllers brachte Vanessa das ganze Szenario noch mehr zum leuchten. Die Vibrationen erzeugten bei den Insekten einen Beutereiz.

Per Kanu ging es nun in die in die Höhle hinein. Ich reihte mich als letzter ein und löschte während der Fahrt die Stirnlampe. Die Lichter der vor mir paddelnden gaben genug Licht ab und die Glühwürmchen ließen so gut den Raum der Höhle wie in einem Universum erkennen. Vanessa zeigte uns die Fäden, die von der Decke hingen und mit denen die Glühwürmchen ihre Beute fingen.

Wir ließen die Kanus stehen und weiter ging es zu Fuß im Flussbett der Höhle. Stellenweise sanken wir hüfttief ins Wasser ein. Über Klettersteige wurden wir in einem Rundkurs durch die Höhle geführt. Eine Tour die nicht für Jeden geeignet war. Beeindruckend war noch ein 30 Meter hoher Saal, dann hieß es wieder zurückzukehren. Diesmal war ich voraus und zog das Kanu hinter mir her. In der Ferne leuchteten in Reihe sechs Lichter, die im dunklen Gang langsam näherkamen. Um aus der Höhle wieder herauszukommen hieß es zu klettern. Es galt ein schwieriges Stück Steilwand hinaufzukommen. Wir wurden vorher mit einem Seil gesichert.

Wir fuhren zurück zu unserer Herberge und deckten uns vorher noch bei unserem Fastfood Chinesen mit unserem Abendessen ein. Abends legten wir noch einen Waschgang für unsere Wäsche ein und nahmen drei ankommende Gäste für Don auf, mit denen wir aber nicht größer in Kontakt kamen.

Morgens weckte uns mal wieder die wilde Truthahn Herde mit ihrem schrillen Gehglucke, die hier frei durch die Gegend lief. Wir nutzten noch einmal die Veranda und die Ruhe des Platzes zu einem langgezogenen Frühstück aus. Die anderen Gäste machten sich recht früh auf den Weg, von ihnen hatten wir nicht viel mitbekommen. Zur frühen Mittagszeit brachen auch wir dann auf. Unser Mittagessen nahmen wir im Schatten eines Baumes auf einem Supermarktparkplatz ein. Ein Stück weiter des Weges spielten alte Leute in weißer Kleidung ihr Nationalspiel Cricket.

Waren die Straßen Neuseelands i. d. R. nur wenig befahren, es war fast schon ein Ereignis, wenn ein Wagen entgegenkam, so kamen wir nun mit der Einfahrt in Auckland in unsere ersten Staus. Auckland war mit seinen ca. 800.000 Einwohnern ja eine richtige Großstadt. Andreas lotste uns erst mal quer durch die Stadt zur Parnell Street, denn Torsten sollte dort in einem Café einen Brief von einer deutschen Bekannten an deren Bekannten in Auckland ausliefern. Wir fanden das Café und kurz darauf auch einen Parkplatz, was auch in neuseeländischen Großstädten nicht so einfach zu sein schien.

Die Freude der deutschen Cafébesitzerin über unser Auftauchen hielt sich stark in Grenzen. Wir hielten einen kurzen Smalltalk, mit einem Kaffee für unsere Mühen

wurden wir jedoch nicht belohnt, lediglich einen Brief sollte Torsten mit nach Deutschland zurücknehmen.

In der Nähe fanden wir eine tolle Unterkunft in einem Backpacker im kolonialen Holzbaustil. Überhaupt gab es in Auckland viele schöne alte Holz- oder Steinhäuser zu sehen. Wir bekamen ein Dreibettzimmer für uns und brachen zu Fuß zu einem Rundgang durch die Stadt auf.

Nach dem Erreichen der Downtown gingen wir zum Hafengelände. Von dort brachen die Fährschiffe in alle Himmelsrichtungen auf und das Big Boot war in der Nähe ausgestellt. Eine große Yacht mit dem die Neuseeländer einst den Americans Cup gewonnen hatten.

Wir genossen einen tollen Blick auf die Downtown von Auckland, die von einer schönen Skyline geprägt wurde. Auckland war eine bunte Stadt. Die Wolkenkratzer unterschieden sich in frohen Farben und es gab viele Spiegelglasgebäude. Die Sonne meinte es derweil mal wieder gut mit uns, es herrschte eine Bullenhitze.

Wir beendeten unseren Rundgang mit der Queensstreet, der Haupteinkaufsstraße der Stadt. Bei dem Schild „Guinness“ konnte ich die Anderen dann glücklicherweise mal davon überzeugen, unser erstes Pint Bier in einer neuseeländischen Kneipe zu trinken. Es war ein interessanter Pub. Hier versammelten sich alte Leute, die vor ihrem Pint einnickten, mit Schlipsträgern und gestylten Damen.

Abends war ich mit kochen dran, es gab einen großen Topf Irish Stew. Wir hatten uns gerade zum Essen hingesezt als ein Mädchen auftauchte und uns mitteilte, dass um 22:00 Uhr, was bedeutete in 20 Minuten, die Küche geschlossen würde und wir uns der Abspülpflicht nicht entziehen sollten. Also hieß es den Teller Suppe herunter zu schlingen und noch schnell das Geschirr zu reinigen.

Wir zogen noch einmal durch die Parnell Street, in den Kneipen war jetzt ganz schön was los. Wir tranken (natürlich auf eigene Kosten) noch einen Wein in dem Café, wo wir den Brief abgegeben hatten. Die Besitzerin war nicht da, hatte aber für Torsten einen Brief zum mitnehmen hinterlegt. Über der dunklen Stadt thronte der grün und blau beleuchtete Skytower, das Wahrzeichen der Stadt. Mit seiner modernen, Ufoförmigen Form ein gelungenes Objekt.

Andreas drängte zum Aufbruch, nachmittags wollten wir Volker vom Flughafen abholen und vormittags uns noch etwas von der Stadt ansehen. Zum Frühstück gab es ein Irish Breakfast. Als ich endlich zum Frühstück erschien, waren die beiden schon fertig. Nun mussten sie halt auf mich warten. Heute fuhren wir mit dem Wagen los, die Bucht vor Auckland entlang. An einem Strand hielten wir und liefen für eine Weile diesen entlang. Vor Anker lag ein großes Maori Kriegskanu. Am Strand hatten sich alte Leute zu einem Picknick versammelt. Andere lagen im Schatten der Bäume und lasen ein Buch, eine weitere Gruppe hantierte mit einem Golfschläger und Bällen herum und was man halt sonst noch so an einem Strand machte. Auffällig war, dass niemand in Bikini oder Badehose in der Sonne lag. Selbst die Leute die ins Wasser gingen hatten ein T-Shirt an. So viel Sonne und man konnte sie nicht nutzen.

Ein langer Steg führte in die Bucht hinein und ermöglichte einen tollen Blick auf die Downtown. Einige Angler versuchten hier ihr Glück, ein lustiges älteres chinesisches Pärchen darunter. Auch viele Kinder übten sich hierin. Wir fuhren noch einmal über die große Nippon Clip-on Brücke (da von Japanern gebaut) und bekamen so eine neue Perspektive der Skyline geboten.

Auf dem Weg zurück machten wir noch einen Halt im Auckland Museum. Wir

schauten es uns zwar nicht an, nahmen aber zumindest einen Kaffee im Vorraum ein. Drei Maori Frauen standen in ihrer traditionellen Kluft in der Vorhalle bis eine Gruppe Japaner über sie herfiel, die alle mit ihnen fotografiert werden wollten.

Wir begaben uns in Richtung Flughafen und tauschten bei der Mauri Station unseren Wagen in einen größeren Kombi um, den wir vorher bereits gebucht hatten. Volker und sein Gepäck hätten in den unseren nicht mehr hineingepasst. Probleme schien es derweil mit dem von uns in Deutschland vorbestellten Fährticket zu geben. Wir fuhren aber erst mal zum Flughafen.

Volkers Maschine hatte zwei Stunden Verspätung, d. h. wir hatten viel Zeit im Flughafengebäude. Kinder spielten mit einem als Kiwivogel verkleideten Menschen. Braungebrannte Mädchen in Shorts und Nabelfreien T-Shirts trugen rote Weihnachtsmützen. Endlich erschien Volker und nach der Begrüßungszeremonie steuerten wir noch einmal die Mauri Autovermietung an, die nun jedoch bereits seit einer halben Stunde geschlossen hatte.

Wir fuhren direkt nach Auckland hinein und gingen noch einmal zum Hafengelände, dass Volker ja noch nicht gesehen hatte. Die Dämmerung setzte bereits ein und der Skytower schaltete seine Beleuchtung ein. Wir hatten nicht einmal Zeit für ein Bier, wollten wir uns noch vor der Küchenschließzeit in der Herberge etwas zu essen machen.

Auf den letzten Drücker erwärmten wir den Rest Irish Stew vom Vortag, je öfter man so einen Eintopf kochte, umso besser schien er ja zu schmecken, und ich machte noch ein Omelett dazu. Dann kam auch schon wieder das Mädchen vom Vortag und machte wieder den gleichen Stress. Wie schön war es doch in Dons Herberge auf dem Land gewesen! Nach dem Essen fuhren wir noch mal an der Bucht hinaus auf den Steg, auf dem wir bereits am Vormittag gestanden hatten, um noch ein paar Nachtaufnahmen von der Stadt zu machen.

Es war Heiligabend und es hieß früh aufzustehen. Nach dem Frühstück ging es weiter auf die Straße Richtung Süden. In einem Reisebüro in Hamilton wollten wir die Fähre zur Südinsel wie geplant für den 27. Dezember klar zu machen, die wir ja theoretisch von Deutschland aus für diesen Tag reserviert hatten. Wir bekamen aber erst einen Platz für den 30. Dezember, was uns nun zwar drei zusätzliche Tage auf der Nordinsel bescherte, die uns aber dann auf der Südinsel fehlen würden.

Wir setzten uns erst mal in eine Pizzeria, um mit gesättigtem Magen zu beratschlagen was nun weiter zu tun sei. Wir beschlossen für zwei Tage den Whanganui Fluss mit Kanus hinab zu fahren und die heutige Nacht wieder bei Don zu übernachten. Die Kanus machten wir auch schon von Hamilton aus klar, dann galt es noch gut zwei Stunden nach Te Kuite zu fahren, mit Supermarkt- und Getränkestopp kam noch eine weitere Stunde hinzu.

Am späten Nachmittag waren wir wieder am bekannten Ort und wir setzten uns erstmal auf die Veranda bei Tee und Kaffee. Es gab einfach Orte, die Ruhe ausstrahlten. Torsten wurde am Abend aktiv und kochte uns ein gutes Weihnachtsessen mit Schweinebraten, Grünem Spargel, Broccoli und Kartoffeln, dazu gab es einen Rotwein und als Abschluss Guinness. Don hatten wir zu unserem Essen eingeladen.

Ausgerechnet am 1. Weihnachtsfeiertag hieß es früh aufzustehen, denn die anderen hatten den Zeitpunkt zum Ausleihen der Kanus auf 10:00 Uhr gelegt und bis Taumarunui war noch eine gute Stunde zu fahren. Es reichte noch für ein gemütliches

Frühstück auf der Veranda, dann hieß es aufbrechen. Wir verabschiedeten uns von Don und los ging es. Auf der Fahrt nach Taumarunui hatten wir stellenweise eine tolle Sicht auf den kegelförmigen Vulkan Mt. Ngauruhoe, der bei unserer Wanderung im Tongariro National Park ja komplett vom Nebel verhangen gewesen war.

Punkt 10:00 Uhr kamen wir beim Kanuverleih an und wickelten das Geschäftliche mit dem Verleiher ab, d. h. wir zahlten die Miete von 65 NZ\$ pro Person, indem auch die Abholung inbegriffen war. Danach sortierten wir die Sachen aus unserem Gepäck, die wir mit auf die Tour nehmen wollten. Unseren Wagen ließen wir in der Station stehen und wurden mit dem Van samt einem Kanu und zwei Kajaks zum Whanganui River gefahren.

Endlich war alles wasserdicht verstaut, der Großteil des Gepäcks war im Kanu gelandet, für das wir auch zwei wasserdichte Plastiktonnen mitbekommen hatten. Andreas und Torsten nahmen sich die beiden Kajaks, Volker und ich gingen in das Lastenkanu und dann waren wir endlich auf dem Fluss. Die ca. 50 km lange Strecke nach Whakahoro, die wir in den folgenden zwei Tagen zurücklegen wollten, sollte die schönste des Whanganui Rivers sein. Wir durchfuhren Schluchten mit steilen Felswänden, umsäumt von Regenwald oder saftigen Wiesen. Schafherden oder Kühe suchten Schutz vor der Sonne im Schatten der Bäume. Auf Steilpfaden zogen die Schafe in einer Reihe dahin.

Der Fluss schlängelte sich stark durch die Lande und war mit vielen Stromschnellen bestückt. Einigen schwachen, wo wir auch schon mal auf dem Grund aufsaßen und aussteigen mussten um das Kanu wieder frei zu bekommen, aber auch einigen starken, in deren Fluten uns das Flusswasser ins Gesicht spritzte. Öfters mussten wir das Wasser aus den Booten lenzen. Irgendwann nach der Mittagsrast, die wir auf ca. halber Strecke absolvierten, wurde die Farbe des Wassers im Kanu schwarz und wir wussten, dass unsere Essensbeutel nicht mehr dicht waren, denn diese Färbung konnte nur vom Kaffee kommen.

Zwischen den Stromschnellen stand das Wasser fast still und es hieß sich ordentlich ins Paddel zu legen. Unter uns zogen riesige Felsen und ganze, ausgewachsene Bäume in dem klaren Wasser dahin. Die Sonne brannte stellenweise ganz schön stark auf den Köpfen und trotz mehrmaligem Einschmierens mit Sonnencreme wurden die Knie doch ganz schön rot im Kanu, einen Nachteil, den die Kajakfahrer nicht hatten, da ihre Beine vom Boot verdeckt wurden.

Nach ca. 7 Stunden Fahrt erreichten wir den Zeltplatz Ponkaria, wo wir die Nacht überbleiben wollten. Uns tat inzwischen auch alles ganz schön weh, denn zu paddeln war für uns doch eine eher ungewohnte Bewegung. Angegeben war die Strecke vom Kanuvermieter mit vier Stunden gewesen, doch der hatte auch gesagt, dass man sich ruhig mehr Zeit lassen sollte. Der Zeltplatz bestand aus einem überdachten Tisch mit Sitzreihen, einer aus Regenwasser eingerichteten Wasserstelle, einem Plumpsklo und eingeebneten Stellen für die Zelte. Er lag wunderschön im Regenwald und wir waren die einzigen Gäste. Sollten pro Jahr auch 5.000 Paddler den Fluss hinunterfahren, so hatten wir auf unserer Weihnachtstour keinen einzigen Anderen gesehen.

Ich kümmerte mich um das Feuer und Torsten, der sich inzwischen als unser Koch etabliert hatte und diese Rolle auch gerne wahrnahm, um das Weihnachtessen Teil 2. Es gab Reis mit grünem Spargel und gebratenen Steaks. Gut gelungen für Campingkocher- und Feuerbedingungen. Irgendwann entdeckten wir, dass gegenüber dem Fluss eine Straße entlangführte. Es fuhr zumindest ein Wagen dort entlang.

Mit der aufkommenden Dunkelheit wurden wir für eine Weile noch von einem

Possum unterhalten, vielleicht waren es auch mehrere. Die lustig aussehenden Tiere mit der Größe eines Kaninchens sah man ansonsten i. d. R. tot an der Straße liegen. Sie galten in Neuseeland als Plage. Es sollte ca. 60 Millionen von ihnen in Neuseeland geben die pro Nacht 21 Tausend Tonnen Futter fraßen. Wir begnügten uns damit, das Possum auf unsere Filme zu bannen Unter dem Kreuz des Südens sangen uns die Tui Vögel dann in den Schlaf. Wir hatten auf die Zelte verzichtet und uns unter das Dach des Platzes gelegt. Da die Anderen den Boden bevorzugt hatten, suchte ich mir den Tisch aus.

Morgens kamen wir nur langsam in die Gänge. Volk's Gesicht hatten über Nacht die Mücken ganz schön zugerichtet. Nach Katzentoylette, Frühstück (Bitter für mich, da ohne Kaffee) beluden wir die Boote und brachen auf. Heute hatte ich mit Andreas getauscht und saß nun im Kajak. Eine labilere Fahrweise, stellenweise war es schwerer zu steuern, aber doch durch das Doppelpaddel wesentlich angenehmer für die Arme und auch schneller zu fahren.

Wir hatten uns in Whakahoro um 14:00 Uhr mit dem Vermieter verabredet und so hieß es zügig zu paddeln. Wir durchfuhren wieder schöne Schluchten und Regenwälder, machten auch noch ein paar Fotos in den Stromschnellen, längst aber nicht mehr so viele wie noch am Vortag. Ein schöner Blick ergab sich an den Ohwa Falls. In der Höhe zog sich vor den kleinen Fällen eine gewagte Hängebrücke über die Schlucht.

Kurz vor Whakahoro ging es noch ein Stück den Retaruke Fluss hinein und wir mussten die Boote durch die Stromschnellen hinaufziehen, wobei mein Kajak umkippte und voll Wasser lief. Zum Glück hatte ich nicht viel Gepäck geladen gehabt. An der Slipanlage wurde gerade ein Jet Boot zu Wasser gelassen, die Maori Familie war aufgeschlossen und verwickelte uns in einen Schwatz über ihr abgelegenes Haus am Fluss, zu dem sie nun von einem Ranger chauffiert wurden. Dann hörten wir das Boot mit Gekrache über die flachen Schnellen dahin scheppern. Alles eine Frage der Geschwindigkeit.

Wir kamen pünktlich an und trugen die Kanus die steile staubige Slipanlage hinauf, die der Van unseres Vermieters wahrscheinlich nicht geschafft hätte. Er kam dann ca. ½ Stunde später als verabredet.

Die Straße machte einen größeren Bogen. Zuerst ging es über kleine Pisten, noch einmal vorbei an den prachtvollen Schluchten anderer Flüsse der Gegend, zurück nach Taumaruni. Für die Strecke brauchten wir ca. 1 ½ Stunden. Allen fielen zwischenzeitlich mal die Augen zu (Mit Ausnahme des Fahrers). Der Fluss und die Sonne hatten uns doch ganz schön geschafft. Nachdem wir in Taumaruni unseren Wagen wieder beladen hatten, gingen wir erst mal zum Chinesen essen und anschließend in den Supermarkt, der schon wieder geöffnet hatte, einkaufen. Hier sei mal zu erwähnen, dass man in Neuseeland fast überall mit Kreditkarte bezahlen konnte. Im Vergleich dazu im hochentwickelten Japan fast nirgends. Viele Geschäfte schienen hier am zweiten Weihnachtsfeiertag, der auch noch auf einen Sonntag gefallen war, aufzuhaben.

Auf dem Weg nach Süden machten wir dann noch einen Abstecher, um uns das Massiv von Mt. Tongario, Mt. Ngauruhue und Mt. Ruapehu mal bei Sonnenschein aus der Ferne anzusehen. Bei unserer Wanderung zuvor war ja alles in Nebel gehüllt gewesen. Wir wurden mit einer tollen Aussicht belohnt.

Auf kleinen Straßen, jenseits der Nationalstraßen, ging es nach Westen. Wir durchfuhren tolle Landschaften, hatten aber wegen „Zeitmangel“ keine Zeit irgendwo

mal für eine Weile zu stoppen. Irgendwann ging es auf der Schotterpiste und durch einen Regenwald über einen Gebirgszug. Wir brauchten lange für die kurze, kurvenreiche Strecke. Mit der Dämmerung sahen wir dann den Mt. Egmont, von den Maoris auch Mt. Taranaki genannt, einen kegelförmigen Vulkan in der Ebene vor uns liegen. Eine Wolke hing quer unter seinem Gipfel. Den Namen Mt. Egmont hatte er 1770 durch Captain James Cook erhalten.

Nach der Legende der Maoris gehörte der Mt. Taranaki einst zu den Tongariro Vulkanen. Als Tongario ihn zusammen mit seiner Geliebten Pihanga erwischte, auch ein Vulkan in dieser Gegend, wurde er so wütend, dass er seine Spitze weg sprengte und Taranaki flüchtete daraufhin an die Küste in die Isolation.

Wir fuhren durch New Plymouth hindurch zum Besucherzentrum. Andreas hatte zuvor bereits in einem Backpacker reserviert. Auf der Straße durch den Nationalpark lagen einige totgefahrene Possums herum und auch lebende liefen vor unseren Scheinwerfern hin und her. Kein Wunder das sie eine so hohe Verlustrate durch Autos hatten. Vom Backpacker war im Park und auf der beschriebenen Zufahrtsstraße dann aber nichts zu finden, so dass wir einem Campingplatz Schild folgten und so noch einen schönen Platz für die Nacht fanden.

Am Morgen schliefen wir erst einmal aus. Mit Volker war glücklicherweise jemand hinzugekommen, der im Urlaub auch nicht so früh wie bei der Arbeit aufstehen wollte. Während des Frühstücks klärten wir kurz ab was zu tun sei und beschlossen uns am heutigen Tag zu trennen, da Andreas und Torsten unbedingt auf den 2.518 Meter hohen Mt. Egmont steigen wollten und Volker und ich uns mit weniger begnügten. Gemeinsam fuhren wir in den Park. Bei der Anfahrt hatten wir einen herrlichen freien Blick auf den meist von Wolken verhangenen Berg.

Am Besucherzentrum hatten wir zum Glück schon etwas an Höhe gewonnen. Gemeinsam zogen wir durch den Urwald los, dann spurten Andreas und Torsten los und bei der Baumgrenze sahen wir sie nur noch als Punkte in der Ferne, aber immer noch im Gleichschritt laufend.

Volker und ich ließen uns mehr Zeit mit dem steilen Anstieg. Nach ca. 2 ½ Stunden hatten wir mit einer Wanderhütte eine Art Basispunkt für den Berg erreicht. Der Blick in die Weite des Tals war gewaltig. Am Horizont waren die Umrisse der drei Vulkane des Tongario National Parks klar zu erkennen, die in ca. 200 Kilometer Entfernung lagen. Hier ließen wir uns im Gras zu einer Rast nieder. Über uns zogen die Wolken in greifbarer Nähe dahin. War Volker bisher der treibende Motor gewesen, so übernahm ich nun diese Rolle. Je näher ich dem Gipfel kam, umso mehr stieg in mir auch der Drang ihn zu besteigen. Von jetzt an ging es auf direktem Wege steil bergan, mit dem breiten und gut ausgebauten Weg war es zu Ende. Zuerst ging es von der Hütte aus auf einer Holzterrasse eine gute Weile bergan, dann folgte ein langes Stück mit Lavageröll.

Zahlreiche Wanderer kamen uns entgegen, die bereits am Abstieg waren, wir waren die Einzigen, die noch bergauf strebten. Für ca. zwei Stunden strebten wir von der Hütte aus noch bergauf, durch den direkten Weg gewannen wir schnell an Höhe und wurden dann stellenweise von den Wolken umschlossen. Die Wolken zogen nun schnell um den Berg, der durch seine Wolkenbarriere einen großen Einfluss auf das Klima der Gegend hatte.

Als wir endlich über den Wolken standen stieg Volker aus. Der Gipfel sah nah aus und so verabredeten wir, dass er hier eine Weile warten würde, während ich versuchen wollte ihn noch zu erreichen. Von hier aus hieß es durch die Felsen zu

klettern. Bald kamen mir Wanderer entgegen die meinten, dass man noch gut 1 ½ Stunden zum Gipfel brauchen würde. Dafür war ich zu spät dran, denn einen Abstieg im Dunkeln wollte ich vermeiden. So kehrte ich um und traf wieder auf Volker, da es nur diesen einen Pfad gab und uns Andreas und Torsten noch nicht begegnet waren, ließen wir uns Zeit für den Abstieg.

Inzwischen hatten die Wolken ganz Besitz von dem Berg ergriffen. Für den Abstieg brauchten wir mal gerade 1/3 der Zeit, die wir für den Aufstieg benötigt hatten. Andere Wanderer waren kaum noch zu sehen und Andreas und Torsten erreichten den Wagen 10 Minuten nach uns. Sie hatten den Gipfel erreicht und mussten bergab förmlich gerannt sein.

Wieder zurück auf dem Campingplatz nahmen wir uns erst mal Zeit für eine Dusche und fuhren zum Abendessen nach New Plymouth hinein. In der Hauptstraße fanden wir einen Imbiss, wo wir uns einen leckeren Burger auf einer Parkbank genehmigten. In der Straße war noch etwas Leben. Jugendliche zogen in Cliquen mit ihren Bierflaschen herum. Ein Besoffener machte Passanten an und in den Kneipen war gutes Leben. Wir genehmigten uns in einem Pub ein Guinness, bevor wir wieder zurück auf den Campingplatz fuhren.

Den Morgen konnten wir in Ruhe angehen. Wir hatten uns für heute kein größeres Ziel vorgenommen, außer, dass wir nach Süden Richtung Wellington wollten. Nach einem ausgedehnten Frühstück auf der Veranda des Platzes wurden die Zelte verpackt und wir begaben uns nach New Plymouth hinein, wo wir den Vormittag verbrachten, durch die Straßen und ein Shopping-Center pilgerten, einkauften, im Irish Pub uns ein Guinness genehmigten und noch mal zu einem schönen Aussichtspunkt am Meer fuhren, mit Blick auf eine Gruppe kleiner Inseln. Der Sand des Strandes hier war schwarz, vom Vulkan geprägt.

Es ging weiter nach Süden auf der Nationalstraße 3. Der Mt. Egmont war heute von Wolken umhüllt und nur sein Ansatz war zu sehen. In Wanganui überquerten wir noch einmal den Fluss, den wir zuvor zwei Tage lang entlang gepaddelt waren. Er floss hier ins Meer. Entlang der Tararua Range Berge erreichten wir Otaki, wo wir die Nacht verbringen wollten, gerade rechtzeitig zu einem herrlichen Sonnenuntergang. Wir erlebten ihn an dem langgezogenen Sandstrand, auf dem noch jede Menge Betrieb herrschte. Pärchen gingen Hand in Hand am Wasser entlang oder saßen dicht aneinander auf den großen liegenden Baumstämmen. Kinder spielten mit ihrer Mutter im Meer oder fuhren auf Minimotorrädern die Beach entlang. Derweil versank glühend rot die Sonne über der Insel in der Tasmanischen See und erzeugte herrliche Farbenspiele.

Wir fanden Quartier auf einem überfüllten Campingplatz, der schlecht und heruntergekommen ausgestattet war, im Gegenzug war er dafür billig. Ich saß vor der überhitzten kleinen Küche, während Torsten fürs Abendessen sorgte, und rauchte eine Pfeife. Maori Kinder spielten auf dem Platz, ein ausgelassenes Maori Mädchen wollte unbedingt an meiner Pfeife ziehen, was ich ihr natürlich verweigerte. Sie war maximal 12 Jahre alt. Ein kleiner Junge kam mit einem mit Wasser gefülltem Luftballon an mir vorbei und erzählte etwas von „Bombs“.

Wir nahmen unser Essen unter einer Laterne ein. Eine Katze leistete uns dabei Gesellschaft und streifte um meine Beine. Das Maori Mädchen kam noch einmal vorbei und fragte uns danach, ob wir irgendwelche Leute gesehen hätten. Hatten wir zwar nicht aber ich schickte sie erst mal bestimmt in eine Richtung und sie ging dort auch wirklich suchen.

Die anderen verzogen sich in ihre Zelte während ich mir einen Platz auf einem Hügel suchte und mich unter dem Kreuz des Südens schlafen legte. Ein paar Mücken störten noch für eine Weile.

Andreas weckte mich morgens. Die Anderen standen bereits fertig angezogen am Wagen. Nach einer Dusche nahmen wir uns noch Zeit für ein Frühstück, dann ging es weiter nach Süden. Heute war wieder mein Fahrtag. Wir fuhren ein gutes Stück an der Tasmanischen See entlang und zur Mittagszeit erreichten wir die Wellington Bucht.

Andreas hatte eine Kontaktadresse einer Freundin seiner Mutter bekommen. Er selber hatte die Frau noch nie gesehen, aber bei dem morgendlichen Anruf waren wir zum Mittagessen eingeladen worden. Nach mehreren Anläufen fanden wir endlich die kleine Villa von Frau Dr. Renate Koch. Ein kleiner Junge, den sie wohl beauftragt hatte nach uns Ausschau zu halten, winkte uns in die versteckte Einfahrt herein. Die alte Lady kam uns begrüßend entgegen und lud uns in ihre kleine Villa ein. Ein Fachwerk Steinhaus mit einem Turm, ziemlich ungewöhnlich für Neuseeland. Um die Villa herum gab es einen großen Garten mit farbenprächtigen Blumen und einem Bach hindurch.

In dem geräumigen Wohnzimmer mit schönen Bildern, vielen Fenstern und Licht wurde sich kurz begrüßt, dann nahm sie uns mit zu einem kleinen Spaziergang durch den nahegelegenen Regenwald und erklärte uns dabei einiges über die Familiengeschichten der schönen Villas, an denen wir vorbeiliefen.

Frau Koch, geboren in Böhmen bei Prag, war eine fidele alte Frau. Als Diplomatenfrau eines amerikanischen Botschaftsangehörigen hatte sie viel von der Welt gesehen. In Neuseeland war sie lange an der Uni für den Bereich Deutsch tätig gewesen und organisierte Studenten Austausch. Weiterhin war sie Präsidentin des hiesigen Goethe Instituts gewesen und aktuell, wie sie uns erzählte, half sie nun einmal in der Woche in einem Altersheim mit. Ihr Mann musste vor nicht allzu langer Zeit verstorben sein. Dies alles schien ihren offenen Charakter geprägt zu haben.

Sie bereitete uns ein leckeres Mittagessen. In ihrem großen Speisezimmer, mit dunklem Holz ausgestattet, standen, wie auch sonst in ihrem Haus, die Mitbringsel aus aller Welt. Viele Holzschnitzereien und auch Gemälde, die von Ländern wie Japan, Indonesien, oder Mexiko erzählten. Vom Zimmer unterm Dach aus, wo wir für die Nacht einquartiert wurden, hatten wir einen herrlichen Blick über die Skyline von Wellington, die, wie Frau Koch uns erzählte, erst innerhalb der letzten zwölf Jahre durch ihre farbenprächtigen Hochhäuser geprägt wurde.

Wir luden unseren Wagen aus, dafür Frau Koch hinein und ich fuhr ihn um die Bucht herum in die Stadt. Die alte Lady dirigierte mich. Sie führte uns erst einmal zur St. Pauls Holzkirche, einem geschichtlichen Bauwerk, dass einst abgerissen werden sollte und für deren Erhalt sie sich stark eingesetzt hatte. Die Holzkirche strahlte Wärme aus, am Giebel erkannte man, dass hier ein Schiffsbauer am Werke gewesen war.

Es ging durch die Hauptstraßen Wellingtons hinauf zum Mt. Victoria Aussichtspunkt. Von hier aus hatte man einen guten Blick auf die ganze Stadt, die unter uns zwischen Bergen und Meer lag, sowie auf die ganze Bucht mit der einst zu Quarantäne Zwecken benutzten Insel darin. Breite Feuerschneisen zogen sich in den Wäldern die Hügel hinauf. Feuer schien hier eine ständige Gefahr zu sein. Auf der anderen Seite war der Flughafen zu sehen, der ins Meer hinein gebaut worden war. Am Horizont waren die Umriss der Südinsel durch die Sonnenglast zu erahnen. Es herrschte ein heftiger Sturm, etwas wofür Wellington bekannt war.

Es ging wieder zurück durch die Stadt und wir bekamen Geschichten dazu erzählt, was der älteste Pub der Stadt war, da hing sogar ein Guinness Schild davor, wo welcher bekannte Minister wohnte mit dem Frau Koch bekannt war, oder welcher Richter, Dekan, Botschaftsangehörige. Die Frau gehörte hier anscheinend zur High Society. Geschichten zum alten und neuen Parlament und den typischen politischen Schelmenstücken.

Es ging vorbei am Unigelände zum Botanischen Garten, von dem aus wir noch mal einen schönen Blick auf die Stadt hatten, dann ging es zurück um die Bucht Richtung Villa. In einem Shopping-Center wurde noch etwas zum Abendessen eingekauft, wir waren eingeladen und Frau Dr. Koch freute sich darüber, in Begleitung von vier so starken Männern zu sein, wie sie stolz verkündete.

Nach einem kurzen Spaziergang am Strand entlang begab sich Frau Dr. Koch ans kochen, unser Smutje Torsten half ihr während wir anderen es uns auf der Veranda bei einem Bier bequem machten. Nach dem leckeren Essen ging die Runde dann in einen gemütlichen Wein- und Bierabend über und wir lauschten den spannend erzählten Abenteuern der alten Frau von ihren Erlebnissen rund um den Globus.

Heute konnten wir in Ruhe ausschlafen. Frau Koch stoppte diverse Bestrebungen von Andreas früh aufzustehen und legte das Wecken auf 9:00 Uhr fest. Nach einem ausgedehnten Frühstück im gemütlichen Speisezimmer verabschiedeten wir uns und fuhr in die Stadt hinein.

Frau Dr. Koch hatte uns noch das Neuseeland National Museum empfohlen, dessen Eintritt frei war. Gemäß ihrer Beschreibung war es ein ziemlich chaotisch geordnetes Museum, falls überhaupt eine Strukturierung vorlag. Maori Sachen befanden sich neben dem Skelett eines bekannten Rennpferdes etc. Aber die Maori Gegenstände wie Kriegskanu, Versammlungshaus in Originalgröße, Maori Wohnhaus oder Kleinkram und ein Film über die Philosophie der Maori des Whakapapa, d. h. sich als Teil der Schöpfung zu empfinden, waren sehr interessant. Hier konnte man auch ein ausgestopftes Exemplar des einst größten Vogels der Welt sehen, des Straußen ähnlichen Maos, der aber schon vor längerer Zeit ausgestorben war. Außerdem war es ein Museum für Kinder, die hier auch zahlreich vertreten waren. Es gab viel zum Anfassen, reingehen, oder visuell aufbereitetes. Im botanischen Garten vor dem Museum gab es die einheimischen Pflanzen des Regenwaldes zu sehen. Es war sogar eine Hängebrücke installiert worden.

Irgendwo im Museum hatte ich die Anderen verloren und sah sie irgendwann in der Ferne, wie sie gerade das Museum verließen. So zog ich auf eigene Faust noch mal am Ufer entlang. Eine Brücke war schön mit Maori Schnitzereien verziert. Gegen 13:00 Uhr trafen wir uns dann alle wieder am Wagen und fuhr zum Hafen. Die Fähre sollte uns um 14:30 Uhr zur Südinsel bringen.

Es hieß eine gute Weile in einer langen Schlange am Pier zu warten. Aber es ergaben sich ein paar nette Perspektiven zum fotografieren von der Bucht, den Pier Anlagen oder den wartenden Menschen. Dann waren wir endlich an Bord der Fähre und los ging es. Auf dem Freideck beobachteten wir das Ablegen und wie wir bald aus der Wellington Bay hinausfuhr. Nach rund 1 ½ Stunden hatte wir die Cook Straße überquert und fuhr noch einmal etwa genauso lange durch den schönen Queen Charlotte Sound mit tollen Buchten, schön von der Sonne bestrahlt. Gegen 18:00 Uhr legten wir dann in Picton an.

Volker stand an der falschen Schlange an und so ging ich ihn suchen, während

die Anderen schon den Wagen von Bord fuhren. Volker und ich verließen das Schiff durch den Passagierausstieg. Wir entschieden einen Tag im Abel Tasman National Park zu verbringen, der in einigen Reiseführern als schönste Ecke Neuseelands beschrieben worden war. Entlang der einzelnen Fjorde und Buchten der Marlborough Sounds gelangten wir abends noch nach Nelson, dass sich uns als wahre Backpacker Stadt zeigte.

Es schien gerade Hochsaison zu sein und als man uns nun schon im zweiten Backpackers sagte, dass alle Plätze bereits vergeben seien, nahmen wir das Angebot des Warden an, eine Nacht provisorisch auf dem Gelände zu zelten. Dafür bekamen wir einen Gutschein für den alten Victorian Rose Pub, indem Backpackers dieses Hostels auf alles 10 % Nachlass bekamen. Hier verbrachten wir dann auch den Abend im Außengarten bei Bier, einem leckeren Essen und guter Live Musik. Im Pub spielte eine größere Jazz Live Band mit einer kleinen zierlichen Sängerin, die aber eine mächtige Stimme hatte.

Morgens geschah mal so etwas wie ein Wunder, denn ich war als Erster auf. Die Nacht im Zelt auf den Holzplanken der kleinen Terrasse war schwül gewesen. Andreas, den ich dabei weckte, versicherte aufgeschreckt er würde auch jetzt sofort aufstehen und ich sollte den Wagen auflassen. Ging wohl an seine Ehre, dass ich vor ihm aufgestanden war. Seine Worte setzte er aber nicht in die Tat um und schien anscheinend wieder eingeschlummert zu sein, denn es verging noch eine gute Weile, bis ich die Drei endlich zu Gesicht bekam.

Bei der Morgendusche war ich vom Pech verfolgt. Ich hatte gerade meine Sachen in die einzige Dusche gepackt und begab mich kurz nebenan auf die Toilette, als inzwischen jemand Anderes die Dusche belegte und meine Sachen entfernte. Zum weiteren Missgeschick gehörte, dass es sich dabei um einen extremen Langduscher, oder besser gesagt eine Langduscherin handelte. Dem Gefühl nach wartete ich mindestens eine Stunde bis ich endlich an die Reihe kam. Als das Mädchen endlich herauskam entschuldigte sie sich mehrmals mit sorry, was aber mehr nach Höflichkeitsfloskeln klang und wohl nicht richtig ernst gemeint war. Zumindest aber war es ihr wenigstens peinlich. Während die Anderen aufstanden und sich fertig machten genehmigte ich mir einen Kaffee im schönen Innenhof der alten Holzvilla und beobachtete die Hauskatze mit ihren zwei Jungen. Zum Frühstück machten wir es uns bequem und zogen ins McDonalds.

Mit dem Wagen ging es weiter nach Marahau zum Einstieg in den Abel Tasman National Park. Mit dem einchecken auf den Camping Platz regelten wir auch gleich unsere Passage mit einem der hier gängigen Aqua Taxis, dass uns in einer Bucht absetzen sollte, von wo aus wir den Küstenpfad zurück wandern wollten. Andreas führte uns auf dem Weg zu dem Jet Boot erst mal in die falsche Richtung. Am Ende war es dann doch die viel näher gelegene Stelle gewesen, die Torsten und ich für die Richtige gehalten hatten. Das Ganze bescherte uns ziemlichen Stress und Rennereien, denn wir waren zeitlich knapp losgegangen. Am Ende konnten wir aber glücklicherweise den Traktor samt Jet Boot auf dem Anhänger auf der Straße abfangen.

Es hieß aufsitzen und Schwimmwesten anlegen und dann wurden wir über die lange Beach ins Wasser geschleppt. Die zwei Fahrer waren durch unser Missgeschick in Zeitverzug gekommen, sie drehten auf und los ging es in einem rasanten Tempo an der Küste des Parks entlang. Vorbei rauschend an versteckten Buchten, Jachten, Katamarane, Speedboote oder Seekajakfahrer (Was hier auch sehr verbreitet war)

passierend.

In der Awaroa Bay liefen wir durch das Meer ans Land. In der malerischen Bucht wimmelte es von Jachten und Menschen und das, obwohl hier nicht ein Bauwerk von Menschenhand angelegt worden war. Andreas, Torsten und ich nahmen noch ein Bad in dem angenehm temperierten Wasser, während Volker sich irgendwo in den Schatten verzog. Torsten und Andreas legten natürlich den sportlichen Gang ein und schwammen in die Bucht hinaus, während ich mich in Ufernähe einfach ins flache Wasser gelegt hatte.

Dann hieß es auf dem gut ausgebauten Trail für ca. vier Stunden zurückzulaufen. Der Pfad führte durch den Regenwald, immer am Hang entlang. Zahlreiche Fotos machten wir von Farnen, wild verwachsene Bäumen, versteckten Buchten, Inseln oder dem Meer. Es war eine schöne Wanderung.

Den Marsch beendeten wir mit einem frisch gezapften Bier in einem dem Zeltplatz nahegelegenen Pub. Torsten kochte uns abends ein leckeres Silvesteressen. Auf dem Zeltplatz gab es zahlreiche von den flugunfähigen Weka Vögeln, die hier aus dem Müll oder den Gaben der Leute ihren Lebensunterhalt bestritten. Um Mitternacht stießen wir mit Sekt in unseren Campingbechern unter dem leuchtenden Kreuz des Südens auf das neue Jahr 1999 an. Dieses Mal gehörten wir mal mit zu den ersten der Welt, die dies tun konnten. Leider hatten wir kein Lagerfeuer wie eine andere Gruppe auf dem Platz, aber ich schien auch der Einzige von uns zu sein, der dies vermisste.

Da ich die Nacht unter freiem Himmel verbracht hatte, weckte mich schon früh die Sonne, lange bevor die Anderen auf waren. Dazu störte mich der Weka, der andauernd vor meinem Gesicht herumkrabbelte. Der Spieß war nun mal umgedreht. In Ruhe konnte ich mein Zeug zusammenpacken, einen Kaffee kochen und noch etwas schreiben. Dann weckte ich die Anderen indem ich kleine Stöckchen auf die Zelte warf. Andreas und Torsten sprangen sofort Alarmgemäß auf. Gerade mich schon fertig bereitet zu sehen kränkte sie doch in ihrer Ehre und ich nutzte das Ganze auch entsprechend aus, indem ich Andreas dazu aufforderte erst mal sein Gepäck zu organisieren und mir den Abbau des Zeltes zu überlassen. Als ich mit dem Abbau des Zeltes angefangen hatte, wollte er mir aber sofort helfen.

Andreas, der gestern ein unbedingtes frühes Aufstehen gefordert hatte, um den Tag über was erledigt zu bekommen, nahm erst mal in aller Ruhe eine ausgedehnte Dusche und wollte sich dann auch noch bequem auf eine Parkbank setzen um in aller Ruhe zu frühstücken. Er war gerade dabei den Tisch zu decken, als ich ihm über den Zeltplatz zurief, dass ich schon seit zwei Stunden auf die Gruppe warten würde. Verstört gab er sein Vorhaben auch auf und trotzig kaute er mit den Anderen noch lange auf einem Marmeladenbrot herum.

Heute war mein Fahrtag und es gab eine lange Strecke zurückzulegen. In Motueka machten wir noch einen kurzen Stopp zum Einkaufen und tanken. In einem Fastfood Fischladen gab es auch noch ein Frühstück. Auf der Nationalstraße 6 ging es wieder nach Süden durch eine verschlungene Bergwelt zur Westküste. Während ich zu den beruhigenden Klängen meiner Emma Shapplin Kasette fuhr, waren die Anderen im Wagen am Schlafen.

Am Buller River machen wir den nächsten Halt. Wir hatten eine lange Hängebrücke über den Fluss und die malerische Schlucht entdeckt, die wir nun erkunden wollten. An die 30 weitere Menschen hatten die gleiche Idee gehabt. Auf einem Schild stand geschrieben, dass es sich hier um die längste Hängebrücke

Neuseelands handeln sollte, leider oder Meterangabe. Aber sie war schon ganz schön lang. Ich schätzte sie auf die 50 Meter. Ob diese Brücke einen Sinn hatte konnten wir nicht feststellen. Jedenfalls führte sie über den Fluss und wir liefen wie die anderen hinüber. Eine wackelige Sache auf dem schmalen Fußgängersteg. Rechts und Links waren Drahtseile zum festhalten installiert. Unter uns rauschte der Fluss dahin.

Nachdem wir genug Fotos gemacht hatten ging es weiter zur Küste, wo in der Nähe von Westport am Cape Faulwind eine Robben- oder Seelöwen Kolonie in der Karte eingetragen war. Der Begriff Kolonie war allerdings etwas übertrieben. Auf den Felsen unter uns lagen an die 30 alte und junge (bis hin zu Babys) Robben auf den Felsen oder robbten über die selbigen. Ein etwas größerer Seelöwe schien wohl der Pascha gewesen zu sein. Von uns waren sie nur für Volker mit seinem großen Teleobjektiv fotogen.

An der Küste entlang fuhren wir weiter nach Süden. Die Nachmittags- und Abendsonne spiegelte sich in der Gischt des Meeres und in den rauen Fels- und Klippen Formationen. Wir erreichten die Pancake Rocks mit ihrem schichtenförmigen Gestein. Ein kleines malerisch verwinkeltes Stück Felsenklippe, nur leider total überlaufen da sie touristisch stark vermarktet wurden. Ein gut ausgebauter Weg führte an ihnen vorbei und durch sie hindurch. Mehrere Fotos machten wir von den Leuten und Kindern der chinesischen Touristengruppe. Hier begegneten wir auch zum letzten Mal den vier deutschen Männern, denen wir seit gestern mindestens fünf Mal auf unserer Strecke begegnet waren, und zweier deutscher Frauen, bei denen dies nicht viel anders gewesen war. Als ich mir allerdings im Souvenirshop ein Possumfell kaufte, schien es aus mit ihrer Freundschaft zu sein.

Den Rest des Tages hieß es dann voran zu kommen, denn die Westküste zog sich lang dahin. Bis ca. 21:00 Uhr saß ich hinter dem Steuer. In Whataroa, nahe den drei großen Gletschern Neuseelands, fanden wir ein Hüttenquartier für die Nacht.

Am heutigen Tag steuerten wir zwei Gletscherzungen des Mt. Cook Gletschermassivs an, die in unmittelbarer Nähe lagen. Die Franz Josef Gletscherzunge war unser erstes Ziel. Wir kamen dort früh an und es war noch wenig los. Die Gletscherzunge war über einen einstündigen Fußweg zu erreichen. Ca. 1 km vor der Zunge war ein Schild aufgestellt worden, das besagte, wo die Gletscherzunge mal vor 1.000 Jahren gestanden hatte. Ein ähnliches fanden wir dann auch bei der zweiten Zunge. Die Gletscher hatten sich also ein gutes Stück zurückgezogen. Es wurde wärmer auf der Erde, aber das wussten wir ja auch so.

Wir standen vor den blau schimmernden bizarren Eismassen. Aus einem großen Tunnel, dem Gletschermund, floss das Wasser aus dem Massiv heraus. Eine kleine Gruppe war gerade dabei mit entsprechender Ausrüstung ins Eis zu steigen. Langsam sahen wir die Figuren auf der Gletscherzunge kleiner werden. Auf dem Rückweg kamen uns schon die Touristenscharen entgegen mit vielen Asiaten darunter. Darunter auch zwei große Gruppen die so aussahen, als wollten sie mit Führer ins Eis hinein.

Bei der zweiten Gletscherzunge, dem Fox Gletscher, war nun schon wesentlich mehr im Bezug auf Touristen los. Hier mussten wir auch nicht so weit bis zur Zunge laufen. Sie war etwas weniger gewaltig wie die des Franz Josefs, dafür gingen zu beiden Seiten steile Felswände weit in die Höhe hinauf.

Mit dem Wagen verließen wir nun die Küstengegend und arbeiteten uns langsam auf das Hochland hinauf. Als heutiges Ziel strebten wir Queenstown an. Das saftige Grün der Nordinsel hatte sich nun in eine Strohfارbe verwandelt. Auf der N6

fuhren wir nach Queenstown hinein. Die Stadt konnte man als die Vergnügungsstadt Neuseelands beschreiben. Hier konnte man vom Bungeejumping über Paragliding zum Jet Boot fahren alles machen.

Vor der Stadt passierten wir die Kawaran Brücke, die dadurch bekannt geworden war, dass hier zum ersten Mal in der Welt kommerziell Bungeejumping veranstaltet worden war und von hier aus sozusagen seinen Erfolgzug um die Welt angetreten hatte. Torsten hatte sich ja schon vor der Tour vorgenommen gehabt, an dieser Geburtsstelle einen Sprung zu wagen. Die Brücke war schön gelegen und führte in ca. 40 Metern Höhe über den Cardrona River. Wir schauten uns, wie einige andere auch, die Gegend an, von Springern oder Jumpern war z. Z. noch nichts zu sehen, aber Torsten war verschwunden. Wir fanden ihn an der Anmeldestelle wieder.

Scheinbar war gerade Mittagspause gewesen, denn auf einmal entstand Hektik, die Zuschauer nahmen zu und eine Crew von drei stämmigen Kerlen verarbeitete die Todesmutigen im Eiltempo. Der Hauptmacher, DJ genannt, machte seinen Job gut. Er erzählte viel und hielt die Freiwilligen davon ab in die Tiefe zu schauen. Links schauen, rechts in die Kamera und bei fünf springen. Für 150 NZ\$ sprangen die Waghalsigen dann in die Tiefe, spürten den freien Fall und sprangen wie ein Flummi an dem Seil wieder ein paar Mal in die Höhe, bevor sie von einem Schlauchboot aufgegriffen wurden. Einige, insbesondere Pärchen, sprangen auch im Doppelpack.

Nach ca. 20 Springern war endlich Torsten an der Reihe. Es war der vorerst Letzte in der Reihe gewesen. An seinem lächelnden Gesicht sah man, dass ihm der Sprung Spaß gemacht hatte. Anscheinend überredete er dann auch Andreas zu einem Sprung, denn dieser lief nun mit verbissener Mine zum Office und kurz darauf stand er total verspannt am Absprungbrett. Andreas machte es anders als alle Anderen vor ihm. Normalerweise hing man mit dem Kopf nach unten und ließ sich hin schwingen, wohin einen das Seil führte. Andreas aber bog seinen Körper nach oben, packte das Seil und hing wie eine Kugel daran.

Als es dann darauf ankam noch Heldenvideos zu kaufen, war kein Film von ihm aufgenommen worden, denn er hatte zuvor die 30 NZ\$ dafür sparen wollen. Da aber z. Z. wenig los war wurde ihm angeboten noch einmal umsonst zu springen, was er dann auch wirklich tat. Mir unverständlich, vor allem, da er nicht gerade sehr entspannt dabei aussah.

Wir fuhren nach Queenstown hinein und stiegen in einem Backpacker für die Nacht ab. Als Ausgleich für die Bungee Jumper organisieren Volker und ich uns eine Ballonfahrt für den Folgetag und schauten uns dabei auch das kleine Städtchen am Lake Wakatipu etwas genauer an. Es herrschte viel Leben hier. Da der Supermarkt bereits zu hatte, zogen wir des Abends zum essen in ein Restaurant. In einer Fußgängerzone sammelte sich eine Menschenmenge um einen Spaßmacher. Zum Abschluss gab es noch ein Pint Guinness im Irish Pub Pog Mahone.

Da wir im Backpackers keinen gemeinsamen Raum bekommen hatten, war die Aufteilung so geregelt worden, dass Volker und ich als Ballonfahrer und somit auch als Frühaufsteher in einem Raum waren und Torsten und Andreas, die ausschlafen konnten in dem anderen. In aller Frühe um 5:45 Uhr rappelte der Wecker, der heute extra von uns gestellt worden war. Um 6:00 Uhr startete ich einen Anruf und erfuhr, dass die Aktion, die letztendlich ja stark vom Wetter abhängig war, starten würde. Wir luden unsere Sachen in den Wagen, fuhren noch durch Queenstown auf der Suche nach einem Frühstück, doch selbst McDonalds hatte um diese Zeit noch zu und so

mussten wir uns noch etwas Schnelles aus unseren kargen Vorräten in der Herberge machen.

Um 6:45 Uhr holte uns dann ein alter Herr in einem Van Taxi ab und fuhr durch die Queenstown umgebende Bergwelt aufs Land hinaus. In einem Hotel stieg dann noch eine Gruppe Hong Kong Chinesen zu, zwei Pärchen mit zwei Kindern, damit schien die Gruppe vollständig zu sein. Der Morgennebel hing noch schön in den Tälern. Auf einer Wiese sahen wir den Wagen mit Anhänger stehen, einen großen Korb und die Familie, ein Pärchen mit zwei älteren Kindern Ende 20, die anscheinend das Ballonunternehmen betrieben. Vom Ballon selbst war noch nichts zu sehen.

Volker und ich halfen dabei, dass gewaltige Stofftuch auszubreiten, dann hielten zwei der Chinesen die untere Öffnung hoch und mit großen Ventilatoren wurde Luft in den Sack geblasen, der sich nun langsam zu seiner Größe entfaltete. Mit einem kleinen Gasballon wurde die Windrichtung ermittelt, eine große Stichflamme zeigte im Test an, dass der Brenner funktionierte. Mit dem leistungsstarken Brenner wurde die Luft schließlich erhitzt, so dass der Ballon in die Höhe stieg. Die ganze Aktion, den Ballon auszupacken und startklar zu machen, dauerte ca. eine Stunde. Dann konnte es mit den neun Leuten losgehen. Je zwei kamen in ein Fach des Korbes, der Pilot nahm sich das mittlere, dass er mit zwei Gasflaschen teilte. Mit den neun Leuten wurde es dann auch ganz schön eng in dem Ballonkorb.

Ganz ruhig, aber zügig, bewegte sich der Ballon nun in die Höhe, wie ein Blick nach unten verdeutlichte. Mit den Brennern konnte nur Einfluss auf die Höhe des Ballons genommen werden. Richtung und Geschwindigkeit bestimmte der Wind. Es war ein herrlicher Tag zum fliegen. Im Gegensatz zu den Deutschen beharrten die Neuseeländer nicht darauf einen Ballon zu fahren. Weit und klar lag das große, von Gebirgszügen umgebene Tal unter uns in seiner goldenen Farbe des getrockneten Hochlandgrases. Zwei größere Seen lagen dazwischen.

Das Ganze hatte etwas Friedvolles und Ausgeglichenes an sich, es war gewiss kein Sport für Hektiker. Schafe, Rinder und Rehe grasten als kleine Punkte unter uns. Nur eine Lady in einem Haus unter uns, dass wir überflogen, schien durch den Ballon gestört zu sein. Von dem, was sie in verärgelter Stimme zu uns hinauf rief verstand ich nur: „You are disturbing“. Kleingeister schien es doch überall auf der Welt zu geben. Mochten die Brenner auch ganz schön laut gewesen sein, so hätten sich die meisten doch eher darüber gefreut einem Ballon zuzuschauen. Wahrscheinlich ginge es hier aber um einen privaten Konflikt. Nun, ein Ballon ließ sich aber nun mal nicht steuern.

Nach Schätzung des Piloten war die höchste Höhe, die wir erreicht hatten ca. 700 Meter gewesen. Schon ganz schön Hoch wenn man nur von heißer Luft in einem Regenbogen farbigen Ballon getragen wird. Ein gutes Gefühl, sich einen seit Jahren vorhandenen Traum endlich erfüllt zu haben.

Es dauerte etwas über eine Stunde, bis wir zu einem geeigneten Landeplatz auf einer Kuhwiese getragen wurden. Die Tiere kamen verstört angelaufen und schauten in einiger Entfernung in einer Reihe aufgestellt auf das monströse Teil, das gerade von ihrer Wiese Besitz ergriffen hatte. Dass wir aufgesetzt waren wurde uns durch einen heftigen Ruck mitgeteilt, den man durch die Knie abfing. Nun hieß es den Ballon wieder zusammenzupacken, die Luft aus dem Sack zu pressen und ihn zusammenzurollen. Am Hang stand eine Herde Rehe und schaute genauso verblüfft wie zuvor die Rinder.

Die Frau des Ballonfahrers im Strohhut deckte derweil den Tisch mit Croissants, Tee, Kaffee und leckerem kalten Sekt und dann gab es nach getaner

Arbeit noch ein gemütliches Sektfrühstück. Bevor uns der alte Herr mit seinem Van Taxi wieder in die Stadt fuhr, knieten wir noch nieder und wurden mit dem mit Sekt benässten Korken auf die Stirn als Ballonfahrer getauft.

Von Andreas und Torsten war nichts zu sehen, so zogen Volker und ich noch ins Städtchen. Wir trennten uns und machten einen Treffpunkt aus, denn ich wollte mir noch ein paar Shorts kaufen, da meine dünne Kniebundhose vor zwei Tagen den Geist endgültig aufgegeben hatte. Nach getätigtem Einkauf traf ich die anderen am Lake Wakatipu, wo wir noch eine Weile relaxten. Zum Mittagessen gingen wir in die Stadt, in einer Passage standen uns die Fastfood Läden zur Auswahl.

Dann hieß es Queenstown zu verlassen. Abends buchten wir uns in dem mit dem Wagen drei Stunden entfernten Te Anau auf dem Zeltplatz für zwei Nächte ein, von wo aus wir unsere Exkursion in den Milford Sound starten wollten. Während die anderen das Lager bereiteten, fuhr ich in die Stadt zum einkaufen und bereitete das Abendessen. Es gab Lammkotelett mit Garlic Kartoffeln und Salat. Der Platz wimmelte nur so von Mücken. Das hielt mich nicht davon ab mich die Nacht unter den Sternen klaren Himmel zu legen.

Draußen zu schlafen hatte mal wieder den Vorteil gehabt, dass ich früh wach wurde und so war ich als Erster auf den Beinen und konnte mich in Ruhe fertigmachen, während die Anderen sich eilen mussten. Wir mussten früh loskommen, denn das gebuchte Schiff in den Milford Sound startete um 10:00 Uhr und als Anfahrtszeit hatte man uns rund zwei Stunden genannt.

Es war wieder mein Fahrtag und so steuerte ich den Wagen durch die bezaubernde Hochgebirgslandschaft des neuseeländischen Fjordlands. Durch den mehrere Kilometer langen Homer Tunnel, der einst als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme angelegt worden war, ging es in den Milford Sound hinein. Steil ragten die Felswände hinauf und im Tal hing noch der Morgennebel. Um 10:00 Uhr waren wir auf dem kleinen Schiff Mitre Peak und starteten zu der Rundfahrt durch den von Steilwänden gekennzeichneten Sound, der, wie wir über Lautsprecher erklärt bekamen, eigentlich ein Fjord war, da er durch die Aktivität eines sich zurückziehenden Gletschers entstanden war und nicht wie ein Sound, ein durch das Meer geflutetes Flusstal war, wie es die ersten Siedler einst angenommen hatten.

Die Rundfahrt dauerte ca. drei Stunden. Der Morgennebel hatte sich bald verzogen. Glücklicherweise hatten wir eines der ersten Boote und auch das kleinste bekommen. So brauchten wir nicht im Abgasduft der anderen Schiffe zu fahren und das kleine Schiff konnte nahe an die Orte des Geschehens wie Robbenbänke, schwimmende kleine Dusty Dolphins (ca. ein Meter lang) oder Wasserfälle heranfahren. Bei der Mündung in die Tasmanische See wurde gedreht und es ging wieder zurück.

Ich konnte Volker noch dazu überreden mit mir einen Rundflug zu unternehmen, die Anderen zwei wollten ihr Geld lieber sparen. Nach dem Überwinden einiger Probleme, im Fährterminal sollte es Flüge erst ab drei Personen geben, bis wir unter anderen Unterlagen versteckt das Angebot einer Konkurrenzfirma fanden, dass auch für zwei Personen galt und wo ein 30 Minuten Flug für 75 NZ\$ pro Person zu haben war und wir fanden das dazugehörige Hotline Telefon. Die Frauen, die hier für ein anderes Unternehmen arbeiteten, hatten dies alles gut vor uns verstecken wollen.

Chris war der Pilot der kleinen Cessna Maschine und los ging es. Andreas und Torsten winkten zum Abschied mit einem Taschentuch, der Start führte in den Fjord hinaus. Eine verdammt wackelige Angelegenheit in den unteren Luftströmungen. Es

zog manchmal schon ganz schön im Magen, wenn die kleine Maschine absackte. Ab einer gewissen Höhe wurde das Ganze dann ruhiger.

In Gipfelhöhe flogen wir die Berge entlang. Weit und tief lagen die Täler und Schluchten unter uns. Auf einigen Gipfeln, an denen wir seitlich vorbei rauschten, lag noch Schnee. In der Ferne sahen wir die Sutherland Falls in Staffeln den Berg hinunter rauschen. Mit 630 Metern waren es die höchsten von Neuseeland. Wir drehten eine Runde um den See, aus dem sie gespeist wurden. Durch ein anderes Tal ging es dann zurück. Wir überflogen den berühmten Milford Track. Nach ca. 30 Minuten setzte Chris wieder zur Landung an, was auch wieder eine verdammt wackelige Angelegenheit wurde. Mit einem kleinen Krach setzte die Maschine auf und der Spaß war vorbei.

Auf dem Rückweg nach Te Anau hielten wir noch an einigen Parkplätzen, um Keas zu sehen, die es hier nach dem Reiseführer geben sollte. Wir konnten aber nur Schilder finden „Don't feed Keas“. Von den verspielten Papageien selbst war leider nichts zu entdecken.

Wieder zurück auf dem Zeltplatz kochte ich uns die übriggebliebenen Garlic Potatos vom Vortage und den Abend verbrachten wir bei Spiel, Schreibkram und mit Bier trinken. Dazu ließen wir noch eine Runde Wäsche laufen. Nachts legte ich mich wieder unter den Sternenhimmel.

Am folgenden Tag wollte sich Andreas gerne das Wasserkraftwerk Manapouri ansehen, dass in seiner Art einzigartig sein sollte. Da die Betreiber Gesellschaft aus Umweltschutzgründen den See nicht hatte stauen dürfen, hatten sie das Kraftwerk einfach 250 Meter tief in den Felsen hinein gebaut, von wo aus das Wasser dann zum gegenüberliegenden Doubtful Sound abgeleitet wurde. Die erste Tour an der wir teilnehmen konnten, startete um 14:00 Uhr. So hatten wir Zeit um auszuschlafen, in Ruhe zu frühstücken und zu packen. Ich bereitete uns mal wieder ein Irish Breakfast.

Die Strecke zum Ort Manapouri am gleichnamigen Lake war schnell zurückgelegt. Hier hieß es noch rund zwei Stunden zu warten, die ich zum größten Teil an der kleinen Hafenanlage auf einer Bank verbrachte und meinen Reisebericht mal wieder um ein paar Tage aktualisierte., während die Anderen sich zum lesen auf die kleine Wiese des Parkplatzes in den Schatten eines Baumes gelegt hatten. Die Sonne brutzelte mal wieder kräftig auf unsere Schädel, was sich allerdings schlagartig änderte, als endlich unser Schiff einlief. Wolken zogen sich am Himmel zusammen und verdüsterten die Welt. Einer Frau, die mit den ankommenden Leuten das Schiff verließ, sah man die Spuren der Seekrankheit am blassen Gesicht und der verschmutzten Hose an. Sie wurde von einer Freundin gestützt. Sollte es wirklich eine so raue See da draußen haben?

Als das Katamaran Motorboot die kleine Bucht des riesigen Sees verlassen hatte, gab es Gas und raste mit hoher Geschwindigkeit über das Wasser. Der Wind und der Regen peitschten uns um die Ohren. Mystisch hingen Wolkenformationen in den Bergen der Fjordlande, die sich am Rande des Sees säumten. Etwa 45 Minuten dauerte die Überfahrt in dem Katamaran Boot. Unterwegs begegnete uns ein Schlepper, der Lkws auf einem Ponton über den See schob. Das Kraftwerk lag ziemlich abgelegen und der See war der einzige Zugang dazu.

Die Ganze Anlage zeigte sich oberirdisch auch recht unscheinbar. Ein paar große Oberleitungsmasten führten von ihm weg. Ein Betonhaus als Kontrollstation und ein paar Baracken für Besucher und Bedienstete standen umher und man sah die Stelle, wo das Wasser in den Berg floss. Am Pier wurden die Schiffsgäste auf zwei

Busse verteilt und durch den Tunnel ging es auf der rund zwei Kilometer langen Straße auf ca. 250 Meter Tiefe in den Berg hinein. Die Busfahrer erzählten dazu die Geschichte des Kraftwerkes. An der Turbinenhalle stiegen wir aus um sie uns anzusehen. Es herrschte ein ganz schöner Lärm und der Busfahrer hatte uns ja bereits gesagt, dass nicht die Dunkelheit, sondern der Lärm der eigentliche Feind der Männer gewesen sei, die das Kraftwerk gebaut hatten.

Die West Arm Power Station war das größte Kraftwerk Neuseelands und deckte ca. 10 % des gesamten Strombedarfes ab, genug um 10 Millionen Glühbirnen zum leuchten zu bringen. Es musste sich also gelohnt haben, dieses Energiewerk hier errichtet zu haben. Das Wasser floss dann in den Doubtful Sound ab.

Auf der Bootsfahrt zurück bekamen wir ein kleineres Boot, was auch prompt eine halbe Stunde länger brauchte. Das Wetter hatte sich nicht merklich verbessert, die Wolken hingen noch immer in den Bergen und ab und zu fielen ein paar Regentropfen auf uns herab, ohne dass es aber richtig zu regnen begann.

Als Ziel für die Nacht setzten wir uns Dunedin, die zweitgrößte Stadt auf der Südinself an der Ostküste gelegen. Bis dahin war jedoch noch ein gutes Stück durchs Farmland zu fahren. Andreas war heute der Fahrer, wir anderen nutzten die Zeit zum dösen. Nur einmal machten wir in einem kleinen Farmstädtchen halt, um in einem Fastfood Laden unseren Hunger zu stillen. Mit der Dämmerung fuhren wir dann in Dunedin ein, eine flächenmäßig recht große Stadt, da auch recht Platz verschwenderisch gebaut. Im zweiten Backpacker, das wir anfuhrten, hatten wir endlich Glück und fanden ein Quartier für die Nacht.

Dunedin hatten wir wegen dem nahegelegenen Sound angesteuert, eine Bucht, die für ihre Tierwelt bekannt war. Vor allem wollten wir uns die dortigen Königsalbatrosse ansehen.

Zum Frühstück kehrten wir im McDonalds auf der Hauptstraße ein und zogen danach noch etwas durch die Stadt, bevor wir am Hafen entlang auf die Halbinsel hinausfuhren und die Stadt schön von der Sonne beleuchtet hinter uns ließen. Vor der Kolonie lagen die Robben auf dem Strand in der Sonne. Man konnte bis zu ihnen herangehen. Nur den Bullen schien dies zu stören und er bewegte sich merkwürdig brüllend auf mich zu, so dass ich dann doch lieber etwas Abstand zu seinen Weibchen hielt.

Von den Klippen aus sah man nicht viel von den Vögeln, so erkaufte wir uns für 20 NZ\$ Zutritt zu der einzigen Albatross Kolonie, welche die Riesenvögel auf dem Festland nahe einer großen Stadt angelegt hatten. Die um den Südpol ziehenden Vögel suchten sich ansonsten entlegene und unwirkliche Flecken als Nistplätze aus, wie kleine felsige Inseln. Bei der Führung bekamen wir ein paar Fakten zu diesen interessanten Kreaturen der Schöpfung mitgeteilt. Sie erreichten eine Spannweite von ca. drei Metern und legten alle zwei Jahre mal ein Ei. Männlein und Weiblein teilten sich das Brüten und einer verbrachte seine Zeit immer auf dem Nest, oft bis zu 10 Tagen ohne Nahrung, während der Andere Partner auf Nahrungssuche ging. Insgesamt benötigten sie ein Jahr um ein Küken großzuziehen, von denen etwa 50 % überlebten. Die Küken waren, nach den Fotos zu urteilen, so groß wie Kinder. Nach dem brüten gingen die Vögel wieder für ein Jahr auf Reisen. Man nahm an, dass das Paar in dem freien Jahr nicht zusammen war. Es traf sich dann aber im zweiten Jahr in der Kolonie zum brüten wieder. Die flugfähigen Küken dagegen gingen erst mal für vier Jahre auf Tour. Ca. 65 % von ihnen kehrten zur Kolonie zurück um sich der Sozialisierungsphase und der Partnersuche zu unterziehen. Nach 4-6 Jahren legten

die neuen Paare dann ihr erstes Ei. Der bekannteste Vogel der Kolonie war die sogenannte Grandma gewesen. Die Ranger hatten sie bis zu ihrem 60. Lebensjahr verfolgt, dann war sie von einem Flug nicht mehr wiedergekommen.

Dies bekamen wir bei der Führung durch eine Dia Show erklärt, nach der wir in der Gruppe zu dem Beobachtungshaus geführt wurden, wo man sich mit Ferngläsern die Riesenvögel etwas genauer ansehen konnte. Zwei Albatrosse wanderten über den Hügel, einer brütete auf einem Nest, ein paar schwirrten nahe des Beobachtungshauses durch die Luft und sie waren wirklich groß. Ein wahrlich königlicher Anblick. Weiterhin konnten wir von hier aus die im Meer schwimmenden Robben beobachten, sowie eine Kolonie von schwarzen Seevögeln, die man auch nur in Neuseeland antreffen konnte. Die Zeit war um, die nächste Gruppe stand schon an, über uns sahen wir noch zwei der Giganten kreisen, dann wurden wir zur Ordnung gerufen und verließen wieder das abgesperrte Territorium.

Weiterhin gab es auf der Halbinsel noch eine Kolonie Pinguine zu sehen. Irgendetwas schien hier wohl die Seevögel anzulocken und die Pinguine schienen die interessantesten unter ihnen zu sein. Sie hatten das fliegen aufgegeben und ihre Flügel zu Schwimmschwämmen umfunktioniert. Die Pinguine die sich hier angesiedelt hatten waren die Yellow Eyed Pinguine, die nur in Neuseeland vorkamen. Ein Farmer hatte das unerschämte Glück gehabt, dass das Land der Kolonie ihm gehörte und vermarktete es für die Touristen. Für weitere 20 NZ\$ (so ging das Geld dahin) bekamen wir einiges über die Vögel erklärt und auch ein paar live gezeigt. Die Gelbaugenpinguine zeichneten sich dadurch aus, wie sollte es anders sein, das sie gelbe Augen und gelbe Striche im Gefieder des Kopfes hatten. Auch Pinguine zogen normalerweise stetig um die Antarktis, doch diese waren die einzige der 14 Pinguin Arten, die sesshaft waren. Sie waren nur auf Neuseeland, bzw. auf den dazugehörigen Inseln zu finden.

Mit kleinen Vans wurden wir zu der Beobachtungsanlage in einem Tal gebracht. Hier hatte der Farmer im militärischen Stil überdachte Gräben und Beobachtungsstände angelegt, sowie ein paar Brutdächer in der Nähe für die Pinguine. Ein paar der Vögel konnten wir auch ganz gut beobachten, einen sogar in einem Meter Entfernung. Einige hatten Junge, die an dem flauschigen dunklen Gefieder zu erkennen waren. Allgemein bewegten sich die lustigen Vögel nur, um sich mal zu kratzen. Am fernen Strand sahen wir auch zwei einzelne nach Hause watscheln. Die Pinguine zogen in ihrer Jugend erst mal für drei Jahre auf die Walz um sozusagen ihre Ausbildung zu absolvieren, dabei kehrten 70 % nicht mehr zurück. Die restlichen 30 % hatten dann eine durchschnittliche Lebenserwartung von 25 Jahren. Pro Jahr legen sie zwei Eier.

In der Touristengruppe war das Ganze für mich jedoch noch nicht das wahre Naturerlebnis, und so schlug ich den Anderen vor, noch mal auf eigene Faust nach einem Strand zu suchen. Wir hielten auch an einem Pfad, auf dem ein Schild „to the Beach“ stand, die anderen blieben allerdings lieber im Wagen sitzen. Sie hatten das Thema Pinguine für sich bereits abgehakt. Ich ließ mich aber dadurch nicht von meinem Vorhaben abbringen und lief zum Strand, der mit gut 30 Minuten Fußmarsch weiter lag als vorerst angenommen. Aber der Weg lohnte sich. Ich sah bereits zwei Pinguine über den Strand watscheln, einer von ihnen drehte schnell wieder in Richtung Meer um, als er meine Bewegungen wahrnahm. Das Meer schien ihnen Sicherheit zu geben. Der Andere flüchtete in die Wiese, wo noch ein Anderer gerade verschwand.

Ein Vogel mit rotem Schnabel wollte mich angreifen und flog im Tiefflug über

mich hinweg. Ich hatte ihn wohl aufgeschreckt oder war zu Nahe an sein Nest geraten. Am Ende der Beach lag eine Robbe am Boden. Zuerst hatte ich gedacht, dass sie tot sei, vor allem, da ein großer Schwarm Fliegen sie umgab. Als ich mich ihr näherte bewegte sie sich aber, schaute neugierig wer ich sei, gähnte und legte sich wieder faul auf den Boden.

Im Meer waren die Punkte und Köpfe der Pinguine zu sehen. Es schien jetzt Feierabend für sie zu sein, denn abends kehrten die Vögel zurück nach Hause. Vereinzelt oder in kleinen Gruppen zu zwei, drei oder Vieren surften und glitten sie auf den Wellen an den Strand und begannen dann, sich vorsichtig umblickend, aufrecht über den Strand zu watscheln. Einer brach aus der Vierergruppe aus, er hatte wohl meine Bewegung wahrgenommen, und flüchtete zurück ins Meer, während die Drei anderen weiter ins schützende Gras zogen. Dort warteten sie lange besorgt auf ihren Gefährten, schauten immer mal kurz auf dem Strand nach, bis er endlich nachkam und sie zu ihren Nestern verschwinden konnten.

Ich hatte meine Stellung inzwischen in die Büsche verlegt, so getarnt trauten sich die Vögel nun wieder nach Hause. Ich beobachtete ihren Gang, mit Fernglas und Foto ausgestattet. In der Ferne sah ich sogar einen der viel kleineren Blue Pinguins, die nur ca. 1/3 so groß waren wie die Yellow Eyes.

Ich blieb an die zwei Stunden zum Beobachten, dann waren so ca. 30 Pinguine gelandet und im Meer keiner mehr zu entdecken. Die Sonne war leuchtend versunken und ich machte mich daran zurück in die Stadt zu kommen. Es hieß wieder eine halbe Stunde zurück zur Straße zu laufen und von dort aus weiter, da kaum noch Verkehr auf der Straße war. Zum Glück hatten die Anderen nicht gewartet. Nach etwa 10 Minuten kam der erste Wagen voller Touristen vorbei, der aber weiterfuhr. Nach weiteren 10 Minuten ein Van, der mich aber glücklicherweise mitnahm. Es fuhr nicht ins Stadtzentrum hinein und so blieben mir noch ca. 30 Minuten Fußweg zum Backpacker.

Wir beschlossen, nachmittags nach Christchurch weiterzufahren, von wo aus unser Flug wieder zurückgehen sollte. Den Vormittag konnte jeder erledigen, was er wollte. Ich entschloss mich noch eine Zugfahrt mitzumachen, für die Dunedin bekannt war. Ich ließ mich von Andreas zum Bahnhof fahren und wir verabredeten uns dann für nachmittags. Die Tour kostete 49 NZ\$.

Die sechs alten, bzw. drei wirklich alte und drei neue auf alt gestylte Waggons wurden von einer Diesellok gezogen. Der gelbe Zug verließ um 9:30 Uhr Dunedin zu der vierstündigen Tour. Ein Zugbegleiter erzählte wichtiges und unwichtiges zur Strecke und was an ihr lag und eine Bar sorgte für das leibliche Wohl. Ich hatte allerdings meine Thermoskanne mit Kaffee gefüllt dabei. Auf einer Wiese sahen wir sogar eine Herde Alpakas. Mit was die Neuseeländer alles Geld verdienen. Die gezüchteten Hirsch Herden waren ja das gleiche Beispiel. Nachdem das Häusermeer Dunedins passiert war wurde die Strecke interessanter, der Zug fuhr in das Tal des Taieri Flusses ein und begann sich 400 Meter hoch zu schaffeln. Stellenweise fielen die Felswände ganz schön steil hinab. Brücken im Western Stil führten abenteuerlich über die Schluchten. Ich genoss die ganze Fahrt auf der Plattform zwischen den Waggons und ließ mir der Fahrtwind um die Nase wehen. In Pukerangi machte der Zug kehrt und fuhr zurück nach Dunedin.

Am Octagon Platz traf ich zum verabredeten Zeitpunkt Andreas, der sich seinerseits wiederum mit Volker und Torsten im McDonalds verabredet hatte. Dort nahmen wir noch ein Mahl ein, bevor wir Dunedin mit dem Wagen Richtung Norden

verließen. Es war wieder mein Fahrtag. Das Wetter verschlechterte sich merklich, da hatte ich ja wirklich Glück während meiner Eisenbahntour gehabt. Die Anderen dösteten, während der Fahrt.

Wir machten eine Pause bei den Moeraki Boulders, am Strand lagen an die 20 Kugelförmige Steine. Zum Glück hatten wir keinen allzu großen Umweg dafür gemacht, denn die Steine erfüllten bei weitem nicht unsere vorhergehenden Erwartungen. Da gaben die zwei australischen Emus an dem Touristenhäuschen fast mehr her.

In einem Ort auf der Strecke legten wir noch einen Essenstopp ein. Wir mussten fast eine Stunde auf unser Essen zum mitnehmen warten. Während dieser Wartezeit beschlossen wir, heute noch bis Christchurch durchzufahren, um morgen, als letzten Tag in Neuseeland noch einmal ausspannen zu können. Dies galt zumindest für Torsten, Andreas und mich. Volker hatte ja noch vier Tage mehr zur Verfügung.

Abends fuhren wir in Christchurch ein. In einem Liquor Store deckten wir uns noch mit ein paar Bieren ein. Das Mädchen an der Kasse unterhielt sich stolz mit uns auf Deutsch und war ihrer Erzählung nach auch mal in Deutschland gewesen. Volker lotste mich anhand des Reiseführers zur Backpacker Unterkunft, wo wir von unterwegs aus schon telefonisch vorbestellt hatten. Es war eine sehr große Herberge mit interessanten und lustigen Gemälden an den Wänden. Wir entluden noch unseren Wagen und verbrachten den Rest des Abends im Speiseraum.

Am späten Vormittag zogen wir in die Stadt hinein, hielten uns für eine Weile am Cathedral Square auf, der um die Kathedrale angelegt worden war und quasi das Zentrum von Christchurch darstellte. Mit der alten Tram machten wir eine kleine Rundfahrt durch die Innenstadt. Der alte uniformierte Fahrer erzählte die dazugehörigen alten Geschichten. Wir blieben auch noch für eine zweite Runde sitzen und stiegen in der New Regent Street aus. Diese Straße war durch die bunten alten Häuser im spanischen Stil geprägt. Hier ließen wir uns in einem der schönen Straßencafés nieder. Es war ein bewölkter Tag. Schade für Torsten und Andreas, die sich heute eigentlich unbedingt aus einem fliegenden Flugzeug stürzen wollten.

Auf dem Cathedral Square spielte eine australische Schülerband Potpourris, denen wir lauschten. Mit Ausnahme von Andreas, der nichts dafür übrig hatte und lieber bei einem Schachspiel mit großen Figuren zusah.

Im Canberra Museum gab es einiges über die Antarktis Entdeckung und Erforschung zu sehen. Die restlichen Museen überließen wir dann Volker, der ja noch ein paar Tage auszufüllen hatte. Wir beschlossen das Ganze mit einem Essen bei einem Japaner. Danach zog ich schon mal zur Herberge, um mein Gepäck zu organisieren, während die anderen noch etwas durch Christchurch ziehen wollten.

Den Abend nutzten wir dazu noch unseren Wagen zu reinigen, den wir ja morgen wieder abgeben mussten und vertranken danach unsere letzten Neuseeland Dollar im Pub der Herberge.

Nach einem kargen Frühstück fuhr uns Volker noch zum Flughafen. Da er erst in ein paar Tagen mit Quantas über Australien und Singapur zurückfliegen würde hatte er es übernommen, den Wagen wieder abzugeben. Wir verabschiedeten uns von ihm und eigentlich auch schon von Neuseeland. Auf dem Schild vor dem Flughafengebäude stand Frankfurt mit 18.601 km angeschrieben und das auf direktem Wege.

Unsere erste Etappe führte uns zurück nach Auckland, wo vor vier Wochen

alles begonnen hatte. Wir überflogen ein Gebirgsmassiv auf der Südinsel, majestätisch ragte noch einmal der Mt. Egmont durch die Wolkendecke. Auf dem Flughafen in Auckland hieß es erst mal ein gutes Stück zu laufen, um zum internationalen Terminal zu kommen. Zum Glück hatten wir bereits in Christchurch unser Gepäck bis Tokyo durchgecheckt. Hier in Auckland verlängerten wir das Ganze noch mal bis Frankfurt.

Durch den Marsch zwischen den Terminals mussten wir zum Glück nicht mehr so lange auf unseren Weiterflug warten. Es galt noch die Ausreiseformalitäten zu regeln, eine Flughafensteuer von 20 NZ\$ war zu entrichten und im Duty-Free Shop kaufte ich auch noch was ein, dann standen wir schon in der Schlange in das Flugzeug der New Zealand Air. Es wurde ein Flug bei Tage, aber mit den vier Stunden Zeitverschiebung zu Japan war es ja auch ein längerer Tag.

Die Zeit wurde zum Essen, Trinken und mit Spielfilmen vertrieben. Im Bordkino lief Armageddon und eine Aschenputtel Verfilmung. Neben mir saß ein Neuseeländer, der in Japan an einer Uni in Sapporo auf der nördlichen Insel Honshu arbeitete und über Weihnachten seine Eltern zu Hause besucht hatte. Wir kamen erst am Ende des Fluges miteinander ins Gespräch und er begann von seinem Leben in Japan zu erzählen, wo er immerhin schon seit sieben Jahren verweilte.

In Tokyo landeten wir nach rund zehnstündigem Flug gegen 19:30 Uhr. Wir mussten komplett in Japan einreisen, denn der Weiterflug sollte erst am nächsten Tag erfolgen. Zum Glück war die Hotelübernachtung im Flugpreis inbegriffen gewesen. Ein Shuttlebus brachte uns in eine Gegend, in der es von großen Hotels nur so wimmelte, einer dieser Komplexe, das Hotel Nikko, war zu unserer Unterkunft bestimmt.

Andreas und Thorsten bezogen ein Doppelzimmer, während ich in einem anderen Flügel in einem Einzelzimmer untergebracht wurde. Ich war zu müde, um noch mal loszuziehen, zudem schien der Ort an sich zu weit entfernt von einem Stadtzentrum zu sein. Die Beiden verabschiedeten sich auch früh. Sie wollten sich morgen noch den Stress machen, um in aller Frühe nach Tokyo hineinzufahren, was ich mir nicht mehr antun wollte, vor allem, da ich ja schon dort gewesen war.

Ich nutzte den Morgen erst einmal zu einem ausgedehnten Frühstück. Das Büfett gab es in europäischer sowie in japanischer Form und ich schlug bei beiden kräftig zu, denn es gab mal wieder viel zu viel lecker aussehende Sachen.

Das Hotel bot einen freien Shuttle Service in die nahegelegene Stadt Narita an, wo es einen schönen Tempel zu sehen geben sollte und ich nutzte diesen Service aus. Gut 1 ½ Stunden blieben mir in der Stadt, bevor ich wieder zurückmusste. Das Tempelgelände war schnell zu Fuß erreicht. Es schien heute so etwas wie ein Volksfest im Gange zu sein, zumindest wimmelte es auf dem Tempelgelände und dem davor gelegenen Markt nur so von Menschen. Auf dem Weg hierher waren mir schon die großen Reisebus Kolonnen aufgefallen, die von Polizisten durch die Straßen gewunken wurden. In der ganzen Stadt standen mit roten Stöcken winkende Menschen herum. Meine letzten sechs Fotos waren schnell verschossen und so hatte ich keines mehr, als ich vor dem Prachtstück der Anlage der großen Pagode stand.

In den einzelnen Hallen hielten buddhistische Geistliche Messen ab. An vielen Ständen verkauften Mönche irgendetwas mir unerklärliches, wahrscheinlich Glück und Segen. Menschen warfen in Massen Münzen in große Holzbehälter. Auf dem Markt versetzte ich mein letztes Geld in ein paar japanische Holzschuhe und Süßigkeiten. Dann hieß es schon wieder den Shuttlebus zurück ins Hotel zu nehmen. Dort angekommen packte ich mein Handgepäck zusammen, checkte aus und wartete auf

die Busverbindung zum Flughafen. Junge Mädchen piffen mit Trillerpfeifen große Reisebusse in ihre Parklücken.

Am Flughafen blieb mir nach Erledigung der Formalitäten noch Zeit zu einem Sushi Essen. Im Wartesaal traf ich auch wieder auf Andreas und Torsten, die ich ja heute noch nicht gesehen hatte. Da wir nicht zusammen eingecheckt hatten, saßen wir nun auch in verschiedenen Ecken des Fliegers.

Auf den gestrigen langen Tag folgte nun entsprechend eine lange Nacht. Lange flogen wir durch den Sonnenuntergang. Nach ca. 12 Stunden Flug erreichten wir den Frankfurter Flughafen gegen 18:00 Uhr. Von Torsten und Andreas trennte ich mich dann nach Verlassen der Ausreisezone. Sie fahren mit der S-Bahn Richtung Mainz, ich nach Frankfurt. Dort musste ich, wie jedes Mal wenn ich sonntags von einer Tour zurückkam, 50 Minuten auf meine Weiterverbindung zum Heimatort warten.